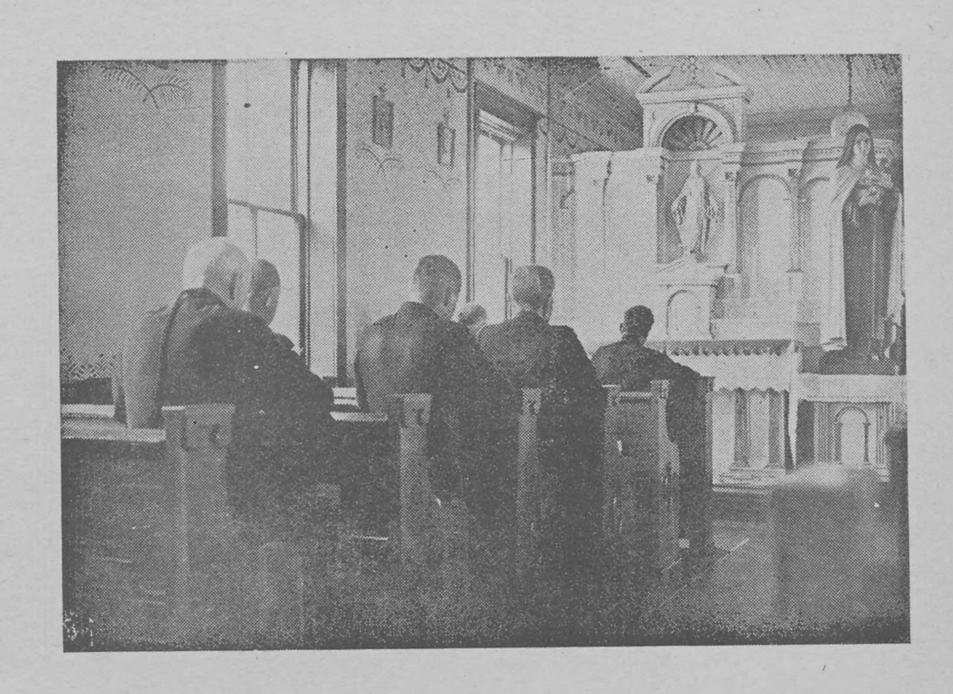
MARIENBOTE



Dezember 1945

Der Marienbote



Monatsschrift für die katholische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Regina. Adresse: The Marian Press, 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Preis: $1.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Price: $1.00 a year.

Schriftleiter — H. Krawitz O.M.I. — Editor

Fr. J. Peters O.M.I. — Assistant Editor.

Associate Editors:

Fr. Ph. Funke O.M.I.; Fr. Jos. Schneider O.M.I.; Fr. George Walliser O.M.I.; Fr. James Walliser O.M.I.

Nr. 3 | **Dezember 1945** | **14. Jahrgang**

Dies und Das

Advent. Zur Zeit des Advents gedenken wir der heiligen prophetischen Männer des Alten Bundes, die vor Jahrtausenden der Menschheit Klagelied nach Erlösung, nach Frieden und nach Freiheit zu den Wolken hinaufsangen. Ein einziges mal nur in der Geschichte ist ein grösseres Erschauern durch die Lüfte gezogen als damals, und das war, als des sterbenden Heilands Ruf durch das Dunkel des Karfreitags zum Ewigen sich rang. Sonst aber hat die Schöpfung kein anderes Menschenklagen vernommen, das so erfüllt gewesen wäre von der Wucht heiligen Schmerzes nach Gott und nach dem Erbarmen Gottes für ein sündhaftes Volk als jenes es war, das aus der wehen Seele der Propheten erklang.

Und kein einziges mal in der Geschichte haben die Gestirne der Himmel auf solch einen sinnlosen, hilfslosen und hoffnungslosen Menschenschmerz hinablicken müssen wie heute, wo das Leid mit den schrecklichsten aller Schrecken ganze Völker vernichtet und wo auf den heiligen Bergen des Gottesgedenkens keine betenden Propheten mehr stehen — wo die Völker auch nicht gewillt sind, um diese Propheten sich zu scharen, wenn sie da wären, weil sie ja den Emanuel der Propheten nicht mehr wollen.

"Mein Reich ist nicht von dieser Welt," sprach der Emanuel einmal, und wir, die wir an Ihn glauben, scheinen von keinem Heilandsworte überzeugter zu sein als gerade von diesem. Nur, dass wir anders davon überzeugt sind als Christus es meinte. "Was nicht von dieser Welt ist, passt dort auch nicht hinein", so ist unsere Auffassung und so halten wir auch des Emanuels wahren Geist von unserem privaten und unserem öffentlichen Leben fern. Seinen Frieden und Seine Gerechtigkeit möchten wir wohl unter uns haben. Ihn selbst und den Geist Seiner Erlösung zu gewinnen — jene Dinge, die nicht von dieser Welt sind —, rufen wir nicht zu Ihm.

Das Reich des Emanuels. Das Reich der Gerechtigkeit und des Friedens, von dem die Adventsglocken in dunkler Winternacht so hoffnungsfroh singen und dessen lieblichster Ausdruck das Kindlein in der Krippe Bethlehems ist, dieses Reich ist ein Land von ganz eigener Natur. Es ist anders als unsere Welt. Anders in seinen Gesetzen des Denkens und des Urteilens, anders in seinen Rechten und Pflichten, anders auch in seinem Wertschätzen von Freuden und von Leiden. Es hat seine eigene

Lebensordnung, und diese Lebensordnung scheint im Gegensatz zu stehen zu vielen Dingen, die wir hier auf Erden als Grundsätze philosophischer, gesellschaftlicher und mathematischer Tatsachen betrachten. Während wir in unserer Welt alles auf die Gesetze des logischen Denkens zu stellen versuchen, spricht die Welt der Adventsglocken von Dingen, die voll sind von Wundern und von Ueberraschungen.

In ihr finden wir einen Gott, der eins ist und der zu gleicher ein dreifach persönliches Leben führt. Wir sehen dort das Wort Gottes, das ganz Gott ist und ganz Mensch, das ewiges Leben ist und die Wundmale des Sterbens an sich trägt. Wir hören dort von Maria, die Mutter ist und Jungfrau zu ein und derselben Zeit und auch die Tochter ihres eigenen Sohnes.

Aus dieser Welt nun hören wir die überraschende Lehre, dass die Flüche des Lebens, dass ungerechte Verfolgungen, dass der schmerzende Hunger und der peinigende Durst nach Güte und nach Liebe in der Welt, und dass alle anderen Leiden in Wirklichkeit nicht Fluch sind, sondern Seligkeit.

All die grossen Dinge, die in der Welt des Himmels sich abspielen, können wir Menschen wohl noch glauben und bewundern. Wo aber die wundersamen, überraschenden Gesetze der Welt von oben in unser Leben hineingreifen, in unser persönliches und in unser öffentliches Leben, da erwacht in uns der Geist des Widerspruches, und wir bewundern nicht mehr, wir staunen höchstens nur — und verwerfen.

Wer von uns Christen lobt und preist den Herrn heute noch für Hunger und Leiden? Wer betet zu Ihm: O Herr, Deinen Namen zu verherrlichen, bete ich zu Dir: Segne meine Feinde? Wer von uns urteilt — aus Liebe zum Göttlichen — über Mensch und Menschentat nur nach den Grundsätzen des Erbarmens und der Güte? Wer ist noch willig, um des lieben Friedens willen auch seine andere Backe hinzureichen, wenn ihn jemand auf die rechte Wange schlägt?

Wir kennen diese Lehren Christi und wir finden sie rührend schön. Zu gleicher Zeit sind wir aber überzeugt, dass sie wohl gut und herrlich seien — im Leben der Heiligen. Im praktischen Leben jedoch seien sie mehr zerstörend als aufbauend. Sie seien der Tod alles Selbstrespektes und aller Menschenwürde, auf die wir natürliches Recht haben. Sie seien das Verderben unserer eigenen so wie auch unserer Kinder Zukunft, da sie doch ewiges Nachgeben fordern und somit auch die Faust der Rohen unterstützen.

Und doch: Der Erlöser wusste ganz genau, was Er wollte, als Er uns diese wundersamen Lebensregeln gab. Der Geist, durch den Christus diesen irdischen Teil Seines Reiches geleitet und gelenkt haben will, steht vollständig im Widerspruch zu jenem Geist, mit dem wir uns hier auf Erden Ordnung, Glück, Fortschritt und bessere Zukunften aufbauen wollen.

Unsere und Seine Ziele. Wir sind überzeugt von unseren Menschenrechten und der Schrei nach ihnen ist die glühendste Leidenschaft, die heute unsere Erdentäler durchrast. Drum ist auch das Ziel all' unserer Kämpfe und all' uneres Ringen — die Gerechtigkeit. Wenn sie einmal kommt, dann wird es anders auf unseren Feldern grünen und unserer Häuser Dach wird bergen die Erfüllung des grossen Menschheitstraumes vom Glück. So meinen wir und wir halten dieses als das beste und als das heiligste Wollen, das in unserer Brust Wohnung haben kann.

Des Advents Emanuel weiss auch von unseren Rechten. Kein Program stellt sich wohl so schützend um die Gerechtigkeit wie das Programm Christi.

Es hat der Heiland aber nicht nur an unsere Rechte gedacht. Er wusste auch von Schulden, die dem Ewigen von der Menschheit zurückzuzahlen sind. Zurückzuzahlen für die Entheiligung des Namen Gottes, die wir Menschen begingen, als wir die Freude am Rausch der Sünde dort hinstellten, wo die Lust an der Verherrlichung Gottes stehen soll und muss.

Darum hat Christus nicht nur von der Gerechtigkeit gesprochen, die hier auf Erden herrschen solle. Darum hat Er die Liebe zum ersten aller Gesetze gemacht, die übernatürliche Liebe mit all' ihren kreuzigenden Folgen der Opferbereitschaft, der Selbstlosigkeit und der willig getragenen Leiden.

Unsere Welt will Gerechtigkeit. Deshalb glaubt sie auch felsenfest an das Wort "Authorität". Authorität ist ihr die einzige Macht, die Ordnung und Gerechtigkeit herstellen und erfolgreich beschützen kann, und an ihrem wirklichen oder erträumten Glanz berauschen wir uns.

Christus sagte nicht: Authorität, Er sprach vom Gegenteil aller stolzen Macht: Er sprach von der Demut.

"Wer von euch der Erste sein will, werde zum Diener des Allerletzten." Das war Sein Wort, und mit diesem Worte schrieb Er — so sonderbar es unseren Ohren auch klingen mag — einen der Meistersätze Seiner Lehre. Einen Meistersatz, der unserer Welt ganz andere politische, wirtschaftliche und gesellschaftliche Ordnungen gegeben hätte, als wir sie uns aufgebaut — wenn wir ihm glaubend und mit gutem Willen entgegengekommen wären.

Das Glaubensbekenntnis unserer Welt, das:
> Ich glaube an die Politik, die allmächtige Kraft, Schöpfer aller neuen Welten, und an die Gewalt, ihre einzige Tochter, unsere Herrin, die geboren aus dem Durst nach Herrschen, die das Opfern hasst und sich nicht kreuzigen lässt und auch nicht begraben. Abgestiegen in die Hölle unseres Dienens, auferstanden von dieser Sklaverei, aufgestiegen in den Himmel

des Stolzes, von dannen sie kommt und herrscht und richtet die Lebendigen und die Toten. Ich glaube an den Geist der Macht, eine allumfassende Diktatur meiner politischen Ueberzeugung, Gemeinschaft meiner Genossen, Nachlass aller mich bindenden Gewalten, Auferstehung meiner Herrlichkeit und ein ewiges Leben —

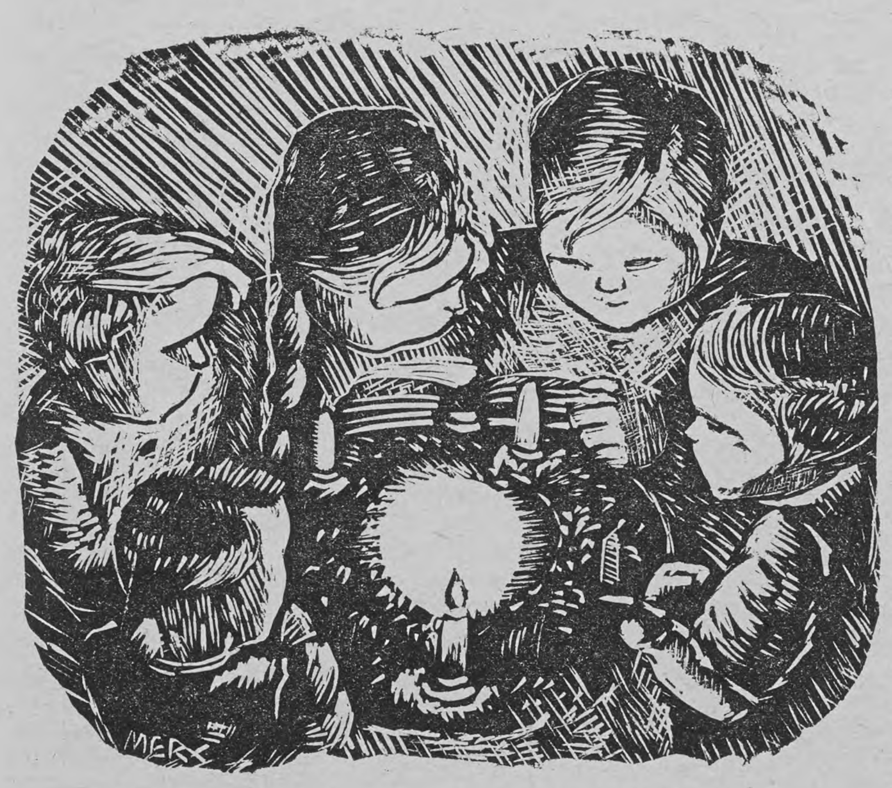
dieses Glaubensbekenntnis der modernen Welt zur "Freiheit und Selbstherrlichkeit beschützenden Authorität" hat ihr bitteren Früchte gezeigt.

Der Emanuel der Propheten wollte nicht die Authorität der Macht, er wollte jene Authorität, die von selbst dem Geiste entfliesst, der angefüllt ist mit allen sieben Gaben des Heiligen Geistes. Die nicht im Befehlen und im Verordnen ihre Hauptaufgabe sieht, sondern im dienenden Führen. Die nicht durch Drohen zwingt, sondern durch das Licht ihres reinen, selbstlosen Wollens von Gottesrecht und Allgemeinwohl.

Advent. Stolz und Demut, Selbstsucht und Kreuz stehen sich in der Welt und im Emanuel gegenüber. Das Tragische ist, dass wir,die wir selbst angefüllt sind von Stolz und Kreuzesscheu, in dieser Adventszeit wieder zum Emanuel beten werden um Erlösung von den Geisseln, mit denen uns der Stolz und die Selbstsucht anderer Menschen schlagen. Es wird unser Gebet nicht Erhörung finden, bis wir im Geiste nicht umkehren, fort vom Glaubensbekenntnis der Macht und Selbstherrlichkeit, hin zum Glaubensbekenntnis des Christentums, das: "Ich glaube ans Kreuz, ich glaube an die selbstlose, übernatürliche Liebe, ich glaube an die opfernde Gottesverherrlichung und an das Mitfühlen mit allen Menschen, mit Freunden und Feinden" heisst.

Kreuz und Demut, wollten wir Christen das wieder aufbauen unter uns, dann wären Herzen und Wege bereit fürs grosse, segnende Kommen des Emanuels.

Der Schriftleiter.



o komme doch bald,
die Welt ist dunkel,
die Welt ist kalt.

Vor Weihnachten

Vier hohe Stufen stiegen wir
Hinauf durch den Advent.
Die letzt' ist Schwelle vor der Tür,
Dahinter's Licht erbrennt.

Vier Engel standen auf der Wacht,
Die Hörner schon am Mund.
Als drang ein Stern durch Wolkennacht,
Da hornten sie die Stund'.

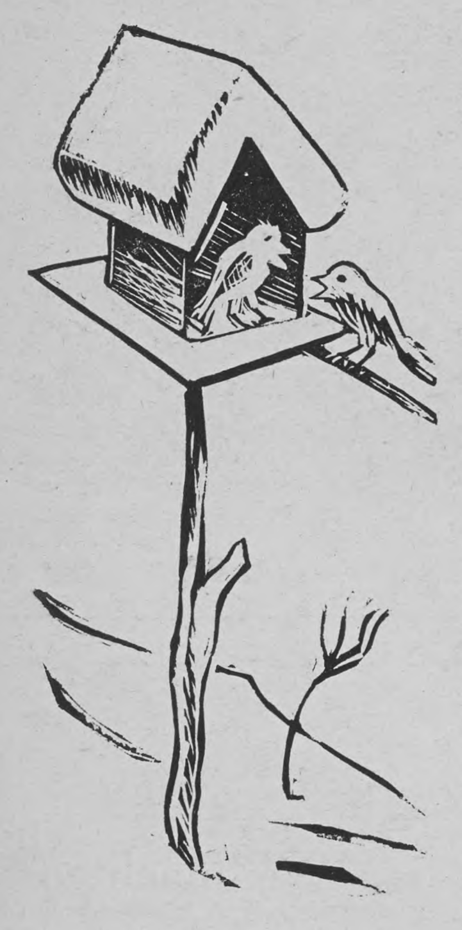
Der erste blies: Ihr, die verloren!
Der zweite blies: Herbei!
Der dritt' blies selig in sein Horn,
Da klang es wie Schalmei.

Vier Engel standen auf der Wacht,
Vier Hörner bliesen sie.
Das letzte hat uns still gemacht,
Uns schlägt das Herz wie nie.

Vier hohe Stufen stiegen wir
Hinauf durch den Advent.
Die letzt' ist Schwelle vor der Tür,
Dahinter's Licht erbrennt.

Franz Johannes Weinrich.

Das letzte Engelamt



Ist vom heiligen Advent die erste Hälfte um und es geht auf den grossen Sonntag Gaudete zu, dann beginnen in aller Christenheit die Herzen ein wenig geschwinder zu schlagen. Die gnadenreiche Weihnacht kündigt sich an, und der christlich-fromme Sinn will es, dass man die Freude aus dem Gotteshause mit heimnehme, damit sie alle Herzen und Winkel durchsonne.

In den Walddörfern ganz hoch oben, wo die langbärtigen Schwarztannen rundweg in den Himmel wachsen wollen, warf die Heilige Nacht etwas von ihrem Strahlenglanz immer schon in die Woche vor Gaudete zurück. Es ging dann ein Raunen durch alle Bauernstuben, in denen erwachsene Töchter waren, und mehr noch durch alle Küchen. Es gab viel heimliches Herzklopfen dabei und viel jähes Erröten, namentlich aber viel Zaghaftigkeit, die dann immer durch wortreiches Reden über die gleichgültigsten Dinge der Welt und durch lautes Klappern mit dem Küchengeschirr bemäntelt wurde. Das bezog sich auf das heilige Spiel, das am Sonntag Gaudete im Engelamt aufzuführen war und das die Bauerntöchter sehr nahe anging. Einer von ihnen wurde die Ehre zuteil, dass sie hierbei vor der versammelten Pfarrgemeinde die Jungfrau Maria darstellen und singen durfte. Wen diese Ehre traf, der dachte sein ganzes Leben daran.

Freilich: es war nicht nur eine Ehre; die Aufgabe war nicht minder gross. In der Stadt drin mag eins nichts drum geben, dass es einschichtig singt vor allen Leuten. Schon manche hat die Weis' gelernt, dass sich die Engel freuen konnten, und wenn es so weit war, hat ihr vor Herzklopfen die Stimme versagt. Es ist ein ander Ding, ob man am frühen Morgen auf der taunassen Waldwiese mit den Lerchen und Drosseln um die Wette singt, oder ob man am Sonntag im Engelamt ganz allein im Chor kniet vor dem Betpult der Mutter Gottes. Manche kann frisch darauf lossingen, wenn sie am Sonntagnachmittag mit den Kameradinnen Arm in Arm eingehängt die Dorfstrasse herunterkommt oder sie sitzt mit ihnen an langen Winterabenden beim Spinnrad. Schneid kannst haben, soviel du willst: im Engelamt ganz allein die Stimm erheben, dazu brauchts eine Gnade.

So nämlich wollte es der alte Brauch in den Walddörfern, dass man am Sonntag Gaudete der frohen Engelbotschaft gedachte. In der Bischofsstadt wollten sie es zwar schon lange nicht mehr haben; aber die Waldleute wollten nicht davon ablassen. War im Hochamt dieses Sonntags das wunderbare Evangelium verkündet, das anhebt: "Missus est — In jener Zeit war der Erzengel Gabriel von Gott gesandt," dann trat der Diakon zur Seite, und aller Augen richteten sich nach der Stelle im Chor, wo ein Teil des Kämmerchens von Nazareth zu sehen war. Noch war der Betstuhl leer; aber schon erhob sich in der ersten Kirchenbank eine Jungfrau im schneeweissen Brautkleid, schritt mit andächtig erhobenen Händen zu diesem Platze und kniete nieder, — aus der Sakristei kam ein Engel geschritten, und während die Orgel, den letzten Ton lang anhaltend, verstummte, sang der Himmelsbote nach der schlichten, alten Weise das: "Ave Maria!" Es muss dann zu sehen sein, wie Maria erschrak und nachdachte; wie es der biblische Bericht besagt, erhob sie ihre bangen Zweifelsfragen, auf die sie die Antwort des Engels erhielt, und wenn es ihr dann demütig vom Munde kam: "Siehe, ich bin eine Magd des Herrn; mir geschehe nach *deinem* Wort," dann fiel, um den Beginn der Erlösung zu verherrlichen, die Orgel ein mit rauschender Gewalt, und aller selige Jubel, den die erlöste Menschheit empfand, schwang im Gewoge ihrer Töne.

Ein frommes und schönes Spiel, wie man sieht, und wohl dazu angetan, die Christenher-

Jahresexerzitien der Oblatenpatres der St. Marienprovinz. Battleford, am 30. August 1945



Erste (untere) Reihe, von links nach rechts:
P. Habets, P. L. Gabriel, P. H. Böning, P. K. Meyer, P. J. Wagner — Exerzitienmeister — P. J. Bökenföhr, Provinzial, P. H. Hermes, P. P. Bieler, P. A. Riffel, P. K. Grötschel, P. J. Schulte.
Zweite Reihe:
P. Ph. Funke, P. K. Ackermann, P. A. Michalik, P. A. Schaller, P. E. Rygusiak, P. J. Schnerch, P. B. Heintze, P. J. Sluga, P. E. Nelz, P. J. Fetsch, P. H. Krawitz, P. P. Leibel, P. F. Plischke, P. J. Schneider, P. F. Reidt, P. J. Watschel, P. A. Kosolofski, P. H. Bermel, P. G. Walliser, P. Th. Schnerch, P. G. Kukartz.
Dritte Reihe:
P. Ch. Klein, P. A. Prince, P. M. Schatz, P. A. Rabiega, P. L. Calinski, P. J. Böning, P. A. Herter, P. F. DeMong, P. J. Boser, P. Th. Riffel, P. J. Peters, P. Ph. Engele.

---

zen mit heiliger Freude über die kommende Gnadenzeit zu erfüllen; aber auch ein Spiel, von dessen würdiger Aufführung viel abhängt. Eine grosse Gefahr liege darin, hatten sie in der Bischofsstadt erklärt und wollten es abgeschafft haben. Aber so einfach ging das nicht. Waldleute haben ihre Köpfe, und ihr Pfarrer war der Meinung, was eine hohe Kirchenbehörde wolle, das regle sich mit der Zeit alles von selber. Er hatte seine Erfahrung auf diesem Gebiet.

Das kam auch so. Fast von einem Jahre zum anderen schien es den Waldleuten mit einem Male, als ob wahrhaftig der Himmel im Bunde mit der Kirchenbehörde sei: es erwies sich, dass man kaum mehr imstande war, an dem alten Brauche festzuhalten, — soweit man durch das Kirchdorf forschen mochte und in allen Weilern, die dazu gehörten: es fehlte mit einem Male an ledigen Bauerntöchtern. In den bösen Zeiten des Freischärlerkrieges waren ohne viel Federlesens alle wehrfähigen Bauernburschen in die Rastatter Kasematten gesperrt worden, und die Bauerntöchter hatten sich grimmig entschlossen gezeigt, diese Untat heimzuzahlen; kaum, dass die Burschen nach Jahresfrist oder darüber wieder ins Dorf zurückkamen, wurden sie vom Fleck weg geheiratet. Auf diese Weise, war man der Meinung, würde solcher Unweisheit am gründlichsten vorgebeugt. Aber als die Woge der heimattreuen Gegenwehr abgeebbt war, zeigte es sich, dass der Kirchenchor im Sopran und Alt nur noch drei ledige Bauerntöchter aufzuweisen hatte: die Brunellergretl, die ein wenig schief gewachsen war, die Zudler-Regin, die ihrer Zahnschmerzen halber meist ein wollenes Tuch um den Kopf tragen musste, und die Lohner-Christl, die als der übermütigste Unband weit und breit bekannt war. Als die Männer vom Dorf mit dem Pfarrer und dem Lehrer am zweiten Adventssonntag beim Adlerwirt um den grossen Kachelofen sassen, mussten sie sich der bösen Tatsache gegenübersehen: für die Maria im Engelamt hatte man keine Vertreterin.

Was nun? Sich ins Unabänderliche fügen? Nein, auf keinen Fall. Das hätte in der Bischofsstadt als löbliche Fügsamkeit aufgefasst werden können, und davon war man weit entfernt.— Um den Engel brauchte man sich nicht zu sorgen; den sang, wie alle die Jahre her, der Wendel vom Sägmüller, der von allen Burschen im Kirchenchor die hellste und reinste Stimme hatte. Aber die Maria? Wusste einer von den Männern einen Rat? Keiner wusste einen. — —

“Epper der Amtmännin die

Ihrig’,” riet einer zaghaft und schwieg erschrocken wieder still.

Richtig: es gab einen Aufstand. Das war vorauszusehen. „Der Amtmännin die Ihrig’,“ das war deren Magd, die Balzer-Marie. Nicht, dass gegen ihre Person etwas einzuwenden war; sie war schmuck und stattlich. Singen konnte sie auch; der Lehrer hatte sie schon mehr als einmal geholt, wenn er zu Festzeiten mit seinem Kirchenchor in Bedrängnis war. Aber, aber...

“Erschtens: sie ist keine Hiesig’,” erklärte der Ratschreiber. “Und eine Hiesige muss sie sein. Das verlangt die Satzung.”

Das stimmte nun; daran war nicht vorbeizukommen. Man konnte nicht in aufrechter Unbeugsamkeit an einem alten Brauch festhalten und im gleichen Augenblick die Satzung brechen.



Winterstille **W. Merx**

“Zweitens,” rechnete der Ratschreiber vor, “sie passt nit zu uns. Denn warum? Sie ischt keine Bauerntochter. Und zum dritten: sie ischt eine unständige Person” — im Sinne des Bürgeraufenthalts, hatte er hinzufügen wollen. Aber dazu kam er nicht mehr. Der Wendel war aufgesprungen und hieb vor dem Ratschreiber auf den Tisch, dass die Gläser hopsten:

“Was ischt sie? Eine unständige Person, sagscht? — Noch so ein Wörtel, und du bischt überhaupt keine Person mehr! Die Brävst’ ist sie, — und die Sauberst’ ist sie, — und überhaupt: die Best’!”

Dem Wendel fielen im Augenblick weiter keine Unterscheidungsmerkmale ein. Der Ratschreiber war erschrocken über diesen Ausbruch von Wildheit:

“Aber keine Hiesieg’ ist sie, keine Hiesig’ ” zeterte er im vergeblichen Bemühen, seine Sache zu retten.

“So!?” — Dem Wendel schwoll der Zorn noch mehr. Aber ehe er bekunden konnte, wie er über diesen schwerstwiegenden aller Einwände dachte, hatte ihn der Pfarrer auch schon am Joppenzipfel gepackt und zog ihn beiseite. Dort, wo der Uhrenkasten stand, redete er eine Weile auf ihn ein, während der Wendel eindringlich in das alte Werk sah. Der Pfarrer war noch am Reden, als der Wendel ihn plötzlich mit beiden Pranken bei der Hand nahm und sie so kräftig drückte, dass dem alten Herrn das helle Wasser in die Augen trat.

“Augenblick, ihr Leut — Augenblick. Gleich bin i wieder da,” verhiess der Wendel, griff nach seinem Hut und schoss aus der Stube.

Die Männer blieben in dumpfer Benommenheit und Erschütterung zurück. Nun kam zu ihrer Bedrängnis auch noch der harte Unfried. Der Wendel war ein Wilder. Der Pfarrer hatte gut getan, dass er ihn für eine Weile entfernte. Aber damit kam man der Sache nicht näher. Das konnte man nun drehen und wenden, wie man wollte. —

Es dauerte zwar erheblich länger als einen Augenblick, aber dafür hatte der Wendel das Hütl hinten im Genick, als er die Tür aufriss:

“Gewonnen, ihr Leut! Die Balzer-Marie tuet’s! Das Singen und das andere. Jetzt ischt sie eine Hiesig’! — Im Jänner wird g’heirat’!”

Die Männer um den grossen Kachelofen lärmten erlöst und schlugen sich hart auf die Schenkel, der Adlerwirt lief um einen tüchtigen Umtrunk, und der alte Sägmüller ging dem Pfarrer nicht mehr von der Seite, bis der hochwürdige Herr von ihm eine Prise nahm.

Es ging alles gut und glücklich vonstatten am Sonntag darauf im Engelamt. So dichtgedrängt die Kirche gefüllt war; sie standen alle mit gefalteten Händen, als sich zum letztenmal das fromme Spiel vollzog, und es war ihnen allen wehmütig zu Sinn, weil sie es nun nicht mehr erleben sollten. Dafür, als das Engelamt aus war, brachten sie ihren letzten Erzengel und seine Braut in getreuem Geleit, der Ratschreiber mit seinem Schein voran, bis zur Türe des Pfarrhauses, wo das Aufgebot fertig zu machen war.

F. A. Walter-Kottenkamp,

† Pater Wilhelm Brabender O.M.I. †

DR. FRIEDRICH EID, Macklin

Am 17. Juli starb in einem Krankenhaus im Sudetenland Pater Wilhelm Brabender, O.M.I. Mit ihm verschied einer der Pioniere des Westens. Wenn er auch seit 1931 in Europa lebte, seine besten Jahre und seine schönsten Erfolge gehören Canada an.

Er war in Benrad bei Düsseldorf am 15. März 1879 geboren, studierte 1892—1898 im Oblatenkolleg zu St. Karl, verbrachte sein Noviziatjahr in St. Gerlach, und darauf sechs Jahre im Oblatenseminar von Hünfeld. Am 12. Mai 1904 wurde er zum Priester geweiht, 1905 kam er nach Canada.

Seine Oberen sandten ihn in das Vikariat Alberta-Saskatchewan. Diözesen gab es damals hier im Westen noch nicht. Battleford war das Ende der Eisenbahnlinie, und weitere Reisen wurden von dort mit Pferd oder Ochsenwagen unternommen. Pater Brabender fand in Fish Creek, Sask., seine erste Anstellung, von wo er Rosthern versah. Er predigte sofort in deutscher und französicher Sprache und studierte zu gleicher Zeit so fleissig das Englische, dass er nach einem Jahr schon englische Predigten halten konnte. Er lernte im Laufe der Zeit das Englische genau so gut zu meistern wie seine deutsche Muttersprache.

1907 wurde er nach St. Paul in Saskatoon gesandt, wo er sechs Jahre lang arbeitete. Er besuchte von dort nicht weniger als 14 Missionen, darunter auch Allan. In Allan brachte er die Kirche vom Lande in die Stadt, baute eine Kirche in Selz. Am ersten Januar 1908 las er im Hause von Heinrich Igel die erste hl. Messe, die in Watrous gefeiert wurde. Auch die ersten hl. Messopfer in Young und Outlook brachte Pater Brabender dem Herrgott dar.

Aus Gesundheitsgründen wurde er dann nach B.C. versetzt, wo er sieben Jahre in den Indianermissionen von Sechelt, Sliamin, Churchhouse und Toach verbrachte. In Sliamin baute er Kirche und Missionshaus.

Er lernte die Indianerdialekte und wurde bald zur Autorität in der Sprache der Cree-Indianer. Am 1. Mai 1921 gründete er die Pfarrei der Weissen in West Vancouver. Dann kam er nach Saskatchewan zurück und blieb dort. Von Dezember 1921 bis Juli 1926 war er (der erste) ansassige Pfarrer der Gemeinde von Macklin, Sask. Sein Entschluss, in Macklin zu bleiben, machte die Eröffnung des St. Joseph-Krankenhauses zu Macklin möglich.

Nach kurzem Aufenthalt in Scott, Sask., kam Pater Brabender wieder nach Macklin zurück und blieb dort bis 1931. In diesem Jahre ging er nach Europa, wo er als Mitglied der tschechischen Oblatenprovinz bis zu seinem Tode als Krankenhauskaplan wirkte. Während der letzten Jahre seines Lebens litt P. Brabender an Zukkerkrankheit. Am 17. Juli d. J. rief Gott ihn zu sich. Vor dem Kriege schrieb P. Brabender uns zuweilen längere Briefe. Während des Krieges hörte das selbstverständlich auf, bis uns jetzt plötzlich die Nachricht von seinem Verscheiden erreichte.

Dieses sind in Kürze die nackten Daten aus seinem reichen Leben. Sie bedeuten wenig für uns, seine Freunde, die wir ihn so lange und so gut kannten. Er war eine heitere, lebensfreudige Persönlichkeit, ein Mann, immer heiter, voll des guten Humores und Freund eines jeden. Frägt man sich: Was war wohl das Charakterischtiste an P. Barbender, so fällt die Antwort leicht. Es war seine Herzensgüte, sein kindlicher Glaube, seine praktische Hilfsbereitschaft, sein Lachen, das immer gepaart war mit einer tiefen Lebenskenntnis. P. Brabender verstand die guten Seiten des Lebens durchaus zu schätzen. Nie war er Spielverderber. Er konnte aufs allerherzhafteste lachen, selbst dann, wenn ihm selbst ein Streich gespielt wurde.

Wenn man mich fragen würde: Worin war P. Brabender einzig?", dann würde ich ohne Zaudern sagen: Darin, dass er nie im Leben ein böses Wort über seinen Nächsten sagte. Und dieses meine ich ganz wörtlich. Der Schreiber dieser Zeilen lebte jahrelang mit P. Brabender in ein und derselben "Junggesellenwohnung". Selbst dort, wo oft mit Recht ein anderer abfällige und kritische Bemerkungen über Abwesende gemacht hätte, vermied P. Brabender jede lieblose Kritik. Solche Menschen sind wahrhaftig selten. Ich habe im Leben keinen mehr getroffen, der P. Brabender darin gleichkäme.

Seine Herzensgüte wurde natürlich oftmals ausgenutzt, manchmal in schamloser Weise. Trotzdem änderte er sich nie. Sein Glaube an seinen Mitmenschen bestand unerschütterlich weiter, und wörtlich wusste oft seine rechte Hand nicht, was seine linke tat. Seine Güte und seine Freigebigkeit, die oft seine Mittel überstiegen, kannte auch keine konfessionellen Unterschiede: Protestanten, die ihn um Hilfe baten, gingen

ebensowenig wie seine eigenen Katholiken ungehört fort.

P. Brabender war ein Original besonderer Güte. Die Anekdoten, die er uns erzählte, die Anekdoten, die wir über ihn erzählen könnten, würden ein Buch köstlichen Humors füllen. Wie er z.B. aller Schreiberei abhold, seine Post nie öffnete, da er, wie er mir sagte, darinnen nur Rechnungen oder Unangenehmes von seinen Oberen fände — und dadurch seine Urlaubsreise nach Europa um zwei Monate verpasste. Wie er zum ersten und zum letzten male 1925 ausritt um "Gewicht zu verlieren". Wie er mit zugedrückten Augen einen Schuss abfeuerte und sechs Enten erlegte und seitdem sich als grössten Schützen betrachtete. Weiter seine einzigartige Buchführung, seine Pfeifensammlung, seine originellen Predigten in drei Sprachen, wo er sich in solch eine Begeisterung hineinpredigte, dass ihm, wie er zu sagen pflegte, "der Schaum vor dem Munde stand" und er "dampfte wie ein Misthaufen". Wie er eifrig mit seinen Bauern Karten spielte, dass er dabei ganz und gar den Besuch seines Bischofs vergass. Dieses und hundert andere Geschichten könnten wir erzählen.

Wer ihn kannte, wird ihn nie vergessen. Er, der niemanden im Leben verurteilte, wird in Gott, in dessen Dienst er stand, einen milden und gerechten Richter gefunden haben. Es ist eigenartig, dass die traurige Nachricht seines Verscheidens kein Betrüben, aber eher ein leises, glückliches Lächeln der Seele und ein frohes Gedenken seiner hervorruft. Wir wissen ja, er ist eingegangen in seinen wohlverdienten Lohn. Um ihn ist es uns nicht bange. Wenn wir an ihn denken, dann tun wir das mit dem frommen Wunsche, dass auch uns die Gabe seiner wahren Caritas gegeben werde, die nur denen zu Teil werden kann, die den wahren Frieden besitzen und die Liebe, die allein schon hier in diesem Leben glücklich machen kann.

P. Brabender ist nun in seines Vaters Haus. Sein Andenken lebt in unseren Herzen. Des deutschen Dichters Worte fallen mir ein:

"Ach, sie haben einen guten Mann begraben,
Und mir war er mehr."

Er war uns allen mehr. Er ist uns jetzt noch mehr. Mir dünkts: Er ist uns Freund, der wohl für uns einmal im Jenseits, so wie er es oft im Diesseits tat, helfend bitten wird vor Gottes Richterstuhl.

Dort hoffen wir auf ein frohes Wiedersehn,, Freund Wilhelm Brabender. Bis dahin beten wir: Requiescat in pace.

Im Kloster

Im Kloster wird gearbeitet und gebetet. Jeden Tag knien unsere Klosterbrüder vor dem Altar des Herrn und vor dem Bilde seiner gebenedeiten Mutter und beten um Gottes Frieden und Segen für alle Menschen.

Was ist wohl schöner, die Welt zum Freund zu haben oder Gott? In der Welt seine Lust zu suchen oder in Gott? Wie danken wir Priester dem Herrn, dass wir Klosterbrüder haben, die uns durch ihre fromme Gottesfurcht und Gottesliebe helfen, die Gnade des Himmels auf unsere unglückliche Welt herabzurufen.

Wir brauchen noch viel mehr Klosterbrüder.

Möchtest Du mit uns in einem unserer Klöster sein?

Möchtest Du Klosterbruder werden?

Schreibe sofort an:

**The Very Rev. Father Provincial,
2026 Winnipeg Street,
Regina, Sask.**



Wenn der Haspel knackt



Silvestererzählung von

F. A. WALTER-KOTTENKAMP

Hell und laut rufen die Silvesterglocken über Stadt und Land: "Nun kommt! Nun :ommt! — Nun lasset uns loben — den Herrn und Gott — im Himmel oben! — Das Jahr ist zu Ende — Nun faltet die Hände — Kommt loben und preisen — Und Dank erweisen —!"

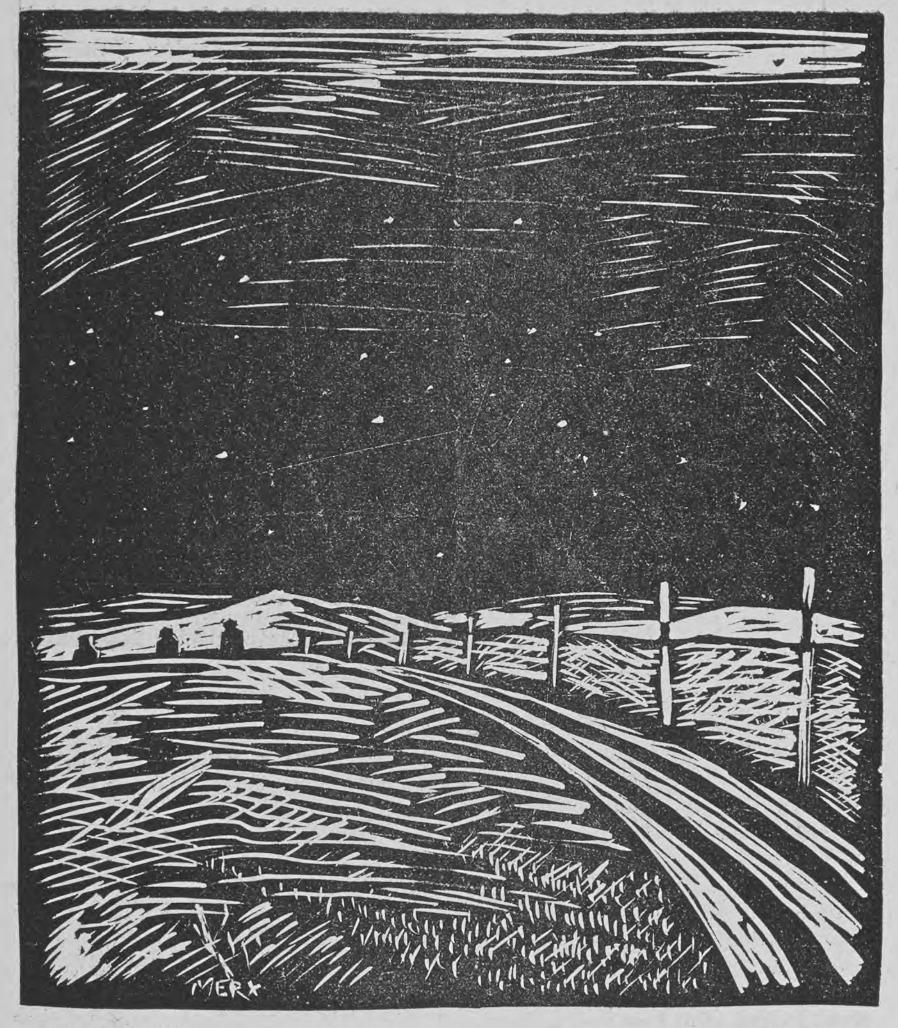
Die Glocken klingen und rufen das Tal hinauf und hinab. Ihr schütterer Klang dringt auch hinauf zu den einschichtigen Höfen am Saume des schweigenden Waldes, und wo man sie hört, da hebt nun noch einmal ein letztes Schaffen an. Ehe man die Kappe vom Riegel und das Umschlagtuch aus dem Kasten nehmen kann, muss man erst noch an vieles denken. Alle Geräte müssen sauber unter Dach und Fach sein. Alle Türen, die ins Freie führen, müssen sorgsam verschlossen sein. Der Brunnenschwengel wird festgebunden, oder es ist vielleicht besser, man nimmt ihn mit ins Haus. Kein Wagen darf draussen stehen bleiben und kein Schubkarren, oder man könnte leicht am Neujahrsmorgen in den hohen Birnbaum klettern müssen. In der Stube liegt der Christklotz bereit, dass er die ganze Nacht über anhält. Seine Kohlen muss man morgen fleissig beiseite tun; sie sollen heilsam sein, heisst es, gegen Zahnweh und manches Leibesübel. Wo man gut Haus hält, da liegt auch, ehe man zur Silvesterandacht geht, die Räucherkerze bebereit, mit der die Bäuerin in dieser Nacht durch das ganze Haus geht. Im Stall: dass da ein Bündel Erbsenstroh bereit liegt! Zum Füttern nachher, verstehst! Und ein Lappen muss am Zaune hängen, zum Pferdeputzen im neuen Jahr. Wer blanke Pferde haben will, muss wissen, was er zu tun hat. "'s ist nit, dass man dran glaubt," sagen sie; "'s ist, weil's der Brauch ist!"

Auf dem Reuthofer Eck die Bäuerin braucht sich nicht viel darum zu kümmern, dass fleissig alles getan wird. Sie hat den Sebald. Der ist ein Verlässlicher und sorgt für alles besser, als sie selbst könnte. Sie fühlt sich geborgen bei ihm. Kein Auge braucht sie in die Ställe und den Schuppen zu werfen. Wär schier gar ein Unrecht gegen ihn. Nachher, wenn es zum andern Mal läutet, wird die Laterne bereitstehen, und der Wachsstock wird daneben liegen. Die Laterne braucht man, dass man sich nicht verfehlt auf dem finsteren Weg zur Kirche, und den Wachsstock, dass man ihn anbrennt, wenn die Silvesterandacht vorbei ist und man geht dem seligen Reuthoferbauern aufs Grab. Die beiden Buben, die ihr hell die Haut herabschinden, dass sie mitdürfen auf den nächtlichen Kirchgang, weil es dann auf dem Heimweg blitzen und knallen wird, überall, wo die Burschen ihren Schätzen das neue Jahr anschiessen, — wer schafft sie ihr vom Halse? Der Sebald. Der selige Reuthofer hätt' es in Wehleidigkeit und Strenge getan; der Sebald tut geheimnisvoll:

"Heut nacht, da knackt doch der Haspel, ihr Spatzen! Da müssen ihr lusen! Was meint ihr denn, was wär, wenn der Haspel knackt und es wär keiner auf dem Hof, und höret ihn? Kein Gut könnt's tun, das ganze Jahr nit. Aber schön müsset ihr lusen, ihr Spatzen, dass ihr ihn hört, den Haspel, ja."

Der Sebald ist ein Schlauer. Lusen macht müde. Kaum werden sie halbwegs den Hang hinunter sein, dann werden sie schlafen, die Spatzen, wie die Murmel.

Die Bäuerin seufzt. So, wie mit den Buben, so kann er alles, der Sebald. Dem Reuthofer Eck ist die Zeit gut bekommen, seit der Sebald da ist. In Menschengedenken haben die Zäune nicht so sauber ausgesehen, das Stallvieh nicht so glatt und die Leute nicht so zufrieden. Ein Umsichtiger ist er und ein Schager, ein — Gott verzeih's — dreimal besserer als der selige Reuthofer. Dass die Grossbauern ihm Platz machen, wenn er in die Wirtschaft kommt, das weiss jeder: weil er das Zupakken versteht. Schwer wird es ihr werden, dass sie sich von ihm trennt. Aber sie wird sich von ihm trennen müssen, wenn heut nacht der Haspel kracht. Das ist sie ihm schuldig. Sie darf ihn nicht festhalten. Auf dem Reuthofer Eck ist eine ewige Sorg um die Steuern und Zinsen; da tragt es keinen Wirtschafter, und wenn er zehnmal der Sebald heisst. Sie muss sehen, wie sie sich selber behilft. Das Buch auf



Adventsnacht W. Merx

dem Tisch sagt es ihr, rauherweis': der Lohn für ihn steht noch, für das vorige Jahr und für dieses. Wenn er vom Hof geht, nach Neujahr, muss sie ein Stück Vieh verkaufen, oder wahrscheinlich zwei.

Ein langer Weg ist's bis in die Dorfkirche hinab. Wär nicht die Laterne, tät sich eins in der Finsternis den Fuss vertreten. Von den anderen auf dem Hof kümmert sich keins darum, dass sich die Bäuerin nicht den Fuss vertritt. Der Sebald kümmert sich darum und hält die Laterne sorglich immer so, dass ihr milder Schein der Bäuerin vor die Füsse fällt. Wer wird ihr, wenn es im nächsten Jahr zur Silversterandacht geht, die Laterne halten?

Sie fasst ihr Gebetbuch fester. So gehört sich's nicht, dass man denkt, wenn man in die Silversterandacht geht. Gott Lob und Dank, dass sie so weit gekommen ist, hat sie zu denken. Gesund geblieben sind sie alle; der Rückgang auf dem Hof hat aufgehört, ihrer aller redlichen Fleiss hat Gott in Güte gesegnet, — wenn heute nacht "der Haspel knackt", wie der Sebald sagt, zum Zeichen, dass ein Gebinde wieder einmal voll ist, wird sie dem Herrn und Gott einen vollen Rocken vorweisen können. Wie wird er wohl im nächsten Jahr aussehen, der Rocken, wenn wieder der Haspel knackt? Der Sebald, — wie hart es ihr ankommt, ihm aufzusagen: Gott der Herr im Himmel oben weiss es; aber sie wird es tun,, weil sie es muss. Sich wehleidig darum zu erbarmen, dazu ist jetzt nicht die rechte Stund. Eine heilige Dankesstund ist jetzt. Das gehört sich nicht, dass man dem Herrn und Gott die Erstattung der schuldigen Dankespflicht mit kleinmütiger Wehklag verbindet. Unsereins hat es auch nicht gern, denkt sie, wenn die Pacht bezahlt wird und die Bauern heben ein Lamentieren an.

Ein wenig ist es ihr doch, als ob sie den Pfarrer wie durch einen Schleier sieht, da er inmitten der Andacht auf die Kanzel steigt. "Manche schwere Schickung," hört sie ihn sagen, "ist auch in diesem Jahre über unsere Pfarrgemeinde gekommen. Manches hat uns getroffen, was wir nicht begreifen können. Aber das ist uns eine sichere Gewissheit: nichts hat uns getroffen, was uns nicht von der Liebe Gottes vermeint war, und wenn wir es auch heute noch nicht einsehen: einmal kommt für jeden von uns die Stunde, da wir in die Knie fallen und andächtig sprechen, so wie jetzt: "O Herr und Gott, wir danken dir aus ganzem Herzen für die getreue Führung unserer Geschicke —!"

Das ist auch ihre Meinung. Ein wenig tröpfelt es ihr zwar, als sie mit den anderen "Grosser Gott, wir loben dich" singt und ihr Dankesgefühl zum Himmel hinaufruft, aber sie singt tapfer mit, und beim Segen ist ihr wundersam, als könnte sie getrost ins neue Jahr hineinschreiten.

Der Sebald freilich, der kann es getroster als sie. Der hat nicht ihre Sorgen um den Hof und die Buben. Der, wenn es ruchbar wird, dass sie ihm aufgesagt hat, wird vom nächsten Grossbauern mit zwei Pferden abgeholt. Und aufsagen muss sie ihm heute nacht noch. Schon zu Martini wär der Termin gewesen, aber sie hat es nicht über sich gebracht. Er wird eine Einsicht haben, der Sebald; so ist er nicht.

Im Gegenteil: so ist der Sebald, dass er der Bäuerin den Wachsstock aus den klammen Händen nimmt, als sie draussen vor der Kirche am Grabe ihres Seligen steht, dass er aus seiner Schachtel ein Zündholz anstreicht und ihr das brennende Licht in die Hand gibt. Sie hat wieder das Taschentuch nötig, als sie sich mit dem stillen Schläfer da unten ausspricht. "Lieber Mann!" ruft es in ihrem Herzen, "warum bist 'gangen? Siehst, wie i jetzt dasteh

und weiss mir nit zu helfen! So sag mir doch, was i tun soll! O, so sag mir's doch!"

"Heimgehen," entscheidet der Sebald nach einer guten Weile, sprengt dem seligen Reuthofer Weihwasser auf das Grab und setzt den Hut auf.

Sie erschrickt. "Hat er vernommen, was sie gesprochen hat?" —

Draussen hinter dem Dorf, als sie den Hang hinansteigen, leidet sie's nicht mehr. Sie fasst ihn beim Arm:

"Sebald, hast was g'hört? Auf'm Friedhof drunten? Sag —!" drängt sie.

"G—hört? Nit nötig, dass i was hör —".

"Weisst, i hab den seligen Bauern was fragen müssen."

"Kann i mir denken," versichert der Sebald gelassen, steigt weiter und hält ihr sorglich die Laterne vor die Füsse.

Sie wundert sich und steigt hinter ihm drein, steigt und steigt mit ihren Gedanken, bis sie daheim in der Stube sind. Hier kann sie sich ein Herz fassen: "Was kannst dir denken, Sebald?"

Er zuckt in Gelassenheit die Achseln, macht einen krummen Buckel und sieht auf sie herunter:

"Dass die Bäuerin in einer Klemm' ist. — Dass sie mir aufsagen möcht und auch wieder nit. — Dass sie allein möcht hausen und traut sich nit —."

Sie sinkt zusammen und schlägt die Hände vors Gesicht:

"Das weisst alles? —"

"Und dass i morgen heimfahr, zu meine Leut', und hol mein Geld. — Dass i eine Maschin kauf und zwei Gäul, — dass übermorgen der Steinbruch im Grund anbrochen wird und dass von nächster Woch' ab vier Gespann Stein' fahren —"

"Ja, aber —

"Dann hat die Bäuerin bis heut in ein'm Jahr keine Schulden mehr. Die Stein fürs ganze Jahr sind verkauft, wenn die Bäuerin will — —."

Eine lange Weile ist es still in der Stube. Dann nimmt die Bäuerin die Hände von ihrem nassen Gesicht:

"Die Bäuerin, sagst alleweil, Sebald. — Traudi heiss i. —"

Er lacht. "I trau mi scho," versichert er.

"Mutter! — Sebald!! — Jetzt hat er knackt, der Haspel —!" schreit eine helle Stimme aus der Schlafstube.

Der Sebald nimmt zwei verschlafene Hemdenmätze, den einen rechts, den anderen links, auf den Arm:

"Ja freili, hat er knackt, der Haspel! — Sauber habt ihr geluset, —" und heisst sie ein Gebet sprechen:

Auf dass wir im Namen Gottes ins neue Jahr eintreten," fügt er hinzu.

"In Gottes h e i l i g e n Namen! Amen!" schluchzt es hinter einer Schürze. Aber so verschlafen, wie man ist, hört man nichts davon. In den Kissen, als man wieder liegt, da klingt von irgendwo aus dem Tal herauf ein Glockengeläut. — — —



Immaculata———

Hoch willkommen, süsse Rose,
Blüte aus dem Paradies,
Unbefleckte, makellose,
Die uns Gott zu Trost verhiess.

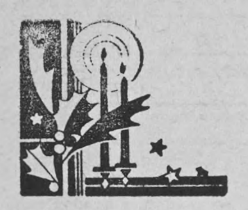
Die als lichten Friedensbogen
Er an's Firmament gestellt,
Als durch Schlangenlist betrogen
Früh in Sünden sank die Welt.

O nun kann's nicht lange währen,
Dann erfüllet sich die Zeit,
Und der König aller Ehren
Hüllt sich in des Knechtes Kleid.

G. M. D r e v e s.

Du bist der Weg der Wahrheit, Gott
als Einheit dreifach, unaussprechlich.
Es wirke in uns deine Gnade:
dass wir dem Herrn, der kommen will,
entgegengehn in würdigem Werke
und seligen Lohnpreis uns erwerben.

Aus H. F r a n k e: Die wartende Kirche
(Rotulus von Ravenna).



ADVENT



Nimm, Emanuel, meine Busse an:
Erbarme dich meiner, Gott,
nach deiner grossen Milde.
In deiner übergrossen Güte,
vergib mir meine Sündenschuld.
Wasch meine Frevel gänzlich von mir ab,
von meiner Sünde mach' mich rein.

Ps. 50, 1-4.

Klage:
Herr, Gott der Himmelsheere,
wie lange zürnst du noch
dem Flehen deines Knechtes?
Wie lange nährst du uns mit Tränenbrot,
tränkst uns mit Zähren becherweise?
Du setzest uns zur Fehde unsern Nachbarn,
und unsre Feinde höhnen uns.
Du, Gott der Himmelsheere,
stell uns wieder her;
zeig uns dein Angesicht,
dann wird uns Hilfe werden.

Ps. 79, 5-8.

Neue Gottestreue:
Dann wollen wir dich nimmermehr verlassen;
beleb uns neu, auf dass wir deinen Namen preisen.
Herr, Gott der Himmelsheere, stell uns wieder her;
zeig uns dein Angesicht,
dann wird uns Hilfe werden.

Ps. 79, 19, 20.

Vertrauen:
Seht, euer Gott.
Siehe, er kommt als Sieger, sein Arm hat gesiegt,
Siehe, sein Lohn kommt mit ihm,
sein Kampfpreis vor ihm her.
Wie ein Hirt weidet er seine Herde, mit dem Arme sie sammelnd.
Die Lämmer trägt er im Schoss, treibt sanft, die da säugen.

Is. 40, 10, 11.

Er ist gross:
Wer misst mit der Hand die Meere
und misst mit der Elle den Himmel,
und misst mit dem Seidel den Staub der Erde
und wägt auf der Wage die Berge
und legt auf die Wagschal die Hügel?
Wer ist denn Gottes Helfer?
Wer sein Berater, der Kenntnis ihm liehe?
Mit wem hält er Rat, der ihm Einsicht vermittelt,
der ihn lehret den Weg des Rechts
und ihm weiset den Pfad der Klugheit?
Siehe, die Völker sind Tropfen am Eimer,
erscheinen als Staub auf der Wage.
Siehe, die Inseln wiegen ein Sandkorn.
Alle Völker sind ja ein Nichts vor ihm,
sie gelten ihm wen'ger als leeres Nichts.

Is. 40, 12-15; 17.

Komm, du Grosser:
Träufelt, ihr Himmel, von oben,
Herabrieseln lasst, ihr Wolken, den Gerechten.
Die Erd' lass erblühen und reifen das Heil
und Gerechtigkeit sprossen zumal.

Is. 45. 8.

O komm, o komm, Emanuel,
Nach dir sehnt sich dein Israel!

Adventslied——

Herr Christe, komm in unsre Nacht,
Herr Christe, zeige deine Macht!
Wir sind in Schuld und Bangen,
Wir sind vom Tod umfangen.
O du, des Ewigen Angesicht,
Voll Macht und Milde, säume nicht,
Zu tun, was wir verlangen!

Erschein', du grosse Feuerflamm',
Und tagen wird es wundersam!
Dann weicht, der uns will ketten,
Zu seinen dunklen Stätten.
Er schickt schon vorm Posaunenton:
O Gott, spring auf von deinem Thron,
Herr, eile uns zu retten!

Franz Johannes Weinrich.

Kirchen-Ersatz

vom Einsiedler

Noch sind der Einsiedler und Nazi-Bub beisammen. Sie lernen sich immer mehr verstehen und achten in ihrer Wald-Einsamkeit. Der Nazi-Bub grübelt weiter. Er hat ja so viel zu grübeln und denken in diesen Tagen — und sonst nichts zu tun.

"Klausner, was Ihr da sagtet über den "Christus-Ersatz" ist wahr. Man hat es ja den gewöhnlichen Leuten nicht so gesagt, aber uns, die wir ganz im Geiste des Führers erzogen wurden, war der Hitler-Kultus zu einer richtigen Religion geworden, der wir unser ganzes Leben geweiht, und für die wir zu sterben bereit waren. Und Millionen sind für ihn gestorben wie die Märtyrer. Ist das alles falsch und unnütz?"

Der Einsiedler denkt lange nach:

"Kind, mag die Welt denken wie sie will, ich verachte euch nicht. Ihr habt den Mut gehabt, für ein Ideal, für eine tiefe Ueberzeugung zu leben und zu opfern, wo die Jugend in so vielen Ländern nur ihr Vergnügen sucht, und das ist edel und gross. Wenn ihr die Opferwilligkeit und die Treue, welche ihr eurem Führer gabt, nun dem wahren Führer, Christus, weiht, so könnt ihr einmal die Kerntruppe bilden im Kampfe zur Rettung der Menschheit. Ihr müsst weiter arbeiten, mit demselben Ernst, aber für ein höheres Ideal. Erst aber müsst ihr klar sehen, und deshalb wollen wir weiter graben, bis wir auf den festen Grund kommen, auf den Welt-Felsen, der Christus ist."

"Klausner, ist die Weltanschauung des Führers falsch?"

"Kind, eins hat euer Führer der Welt wieder zum Bewusstsein gebracht: Dass ein Staat ohne Weltanschauung nicht existieren kann. Aber: es ist nicht die Aufgabe des Staates, eine Weltanschauung selbst zu machen. Das ist Sache der Religion. Aber die anderen Staaten haben in dieser Hinsicht grad so schwer gesündigt, haben sich Rechte angemasst in diesen letzten Jahrhunderten, die ihnen gar nicht zukommen. Wir müssen da untersuchen, was eigentlich der Zweck und die Aufgabe des Staates ist.

Siehst du, vor der Reformation gab es in der zivilisierten Welt nur eine "Weltanschauung", es war die katholische Glaubens- und Lebens-Ordnung, welche von Gott selbst, durch Christus, festgelegt war. Diese Weltordnung war nun, nach Naturgesetz und Gottes Wille, wie die Familie, auf dem Prinzip der "Autorität" aufgebaut: oder, da dieses Wort heute ganz falsch verstanden wird: auf dem Grundsatz der gegenseitigen "Verantwortlichkeit" und der "Gemeinschaft", das heisst: Einige, die für diesen Zweck besonders ausgebildet wurden, waren beauftragt, die andern zu "führen", für ihr Glück zu sorgen, ihnen zu helfen, und die "Gemeinschaft" zusammenzuhalten. Ihr einziger Zweck war die "Sorge für das Gemeinwohl", es war eine "Pflicht", eine "Aufgabe", nicht eine persönliche Ehre, ein persönliches Recht.

Zwei solche Organisationen gab es nun in der christlichen Welt-Ordnung. Die eine, welche für die "Seele", d. h. für die geistige Erziehung und Ausbildung der Menschheit zu sorgen hatte. Es war die "Kirchen-Organisation", und da von ihrer Arbeit der ganze Bestand der christlichen Kultur abhing, so hatte Christus selbst sie eingesetzt, ihre Rechte und Pflichten genau festgelegt, und ihnen die übernatürlichen Gnadenmittel übertragen, auf denen Christi Weltreich beruht. Auch die Sorge um die Reinhaltung und Bewahrung der "christlichen Weltanschauung" war ihnen übertragen, und Christus gab ihnen das feierliche Versprechen, dass er "bei ihnen bleiben würde bis ans Ende der Welt."

Die andere Organisation hatte für den "Leib" zu sorgen, d.h. für das "äussere Gemeinwohl" der christlichen Gesellschaft. Sie war nicht von Christus eingesetzt, auch nicht von der "Kirchen-Organisation", sondern entwickelte sich in der Kirche, wie in jeder menschlichen Gesellschaft, aus dem — ich möchte sagen: dem "Natur-Bedürfniss" der menschlichen Gemeinschaft. Dies war die 'Staats-Organisation'. Sie stand, wie die "Kirchen-Organisation", auf der Grundlage der christlichen Weltanschauung und hatte nur das Recht, in ihr, und nach ihren Grundsätzen zu arbeiten, war aber, in ihrem Gebiete, von der "Kirchen-Organisation" unabhängig, und erhielt ihr Recht, zu Befehlen und zu 'Sorgen' aus der Natur der menschlichen Gesellschaft, also von Gott selbst, der ja die Menschenordnung erschaffen hat.

Kind, ich kann nicht in die Einzelheiten eingehen, man müsste ein Buch schreiben. Ich spreche mit "Nazi-Worten", da du an sie gewöhnt bist, weil ich heute für dich und deinesgleichen schreibe, wenn es auch für manchen Leser zuviel 'Hochdeutsch' ist, wie der Brummbär sagen würde.

Das also ist "Kirche" und "Staat" nach katholischer Auffassung: zwei Organisationen in der



Abend im Advent

Nun liegen Wald und Flur verlassen
im Flockenpelz von Hermelin,
Dezembersturm durchbraust die Gassen
und schürt die Flammen im Kamin.

Die Funken sprühn, die Scheite knistern,
im Stübchen strahlt der Lampenschein,
wie traut, mit Eltern und Geschwistern
im warmen Heim vereint zu sein.

Und alle, die der Tag geschieden
mit seiner ruhelosen Hast,
geniessen nun im Abendfrieden
die wohlverdiente,süsse Rast.

Um Sims und Scheiben wehn die Flocken,
kein Sternlein blinkt am Firmament,
vom Turm erklingen hell die Glocken,
die heil'gen Glocken des Advent.

Verheissend in die Kinderherzen
senkt sich ein bunter, sel'ger Traum:
"Bald schwebt im Glanz der Weihnachts-
kerzen
das liebe Christkind durch den Raum!"

Josefine Moos.

---

christlichen Weltordnung, welche beide auf derselben Grundlage, der "christlichen Weltanschauung" stehen, aber mit verschiedener Aufgabe, zu verschiedenem Zwecke, mit verschiedenen Mitteln, aber mit gemeinsamem Endzweck: dem Gemeinwohl der christlichen Gemeinschaft.

Noch etwas muss ich sagen, weiss nicht ob du es verstehst. Die Kirchenorganisation ist aufgebaut auf der "Liebe", wie die menschliche Familie, und ihr Zweck ist, Christi Liebe in der Menschheit weiter zu führen; die "Lebensregeln", nach denen sie arbeitet, sind die von Christus selbst erklärten Gebote der Gottes- und Nächstenliebe. Die Staatsorganisation ist aufgebaut auf der "Gerechtigkeit", ihr Zweck ist die Bewahrung der "menschlichen" Ordnung, und die "Lebensregeln", nach denen sie ordnen und "führen muss, sind die Naturgesetze der Zehn Gebote Gottes.

Unser Nazi-Bub wird ungeduldig.

"Aber, Klausner, was nützt es alles, von der "katholischen Staats-Auffassung" zu sprechen. Es glaubt ja heute keiner mehr daran, und der "Staat" will mit der "Kirche" einfach nichts mehr zu tun haben."

"Freund, der Staat kann aber die 'Natur der Sache' nicht ändern, und wenn er dagegen handelt, richtet er sich selbst zugrunde, mit samt seinen 'Staatskindern'. Das ist ja der ganze Grund des heutigen Welt-Elends. Wer gegen seine Natur handelt, der schadet sich selber, und wenn er dem Arzt nicht glauben will, stirbt er halt. Die Natur kümmert sich nicht um "Gewissens Freiheit."

"Aber die Staaten wissen doch nicht, ob die :atholische Kirche wahr ist."

"Darauf, Freund, gibt es drei kurze Antworten, und dann gehst du schlafen. Es wird spät.

Erstens: Die Staaten nach der Zeit der Reformation wussten es, aber sie wollten nicht. Die Reformation wäre ja nie gelungen, wenn die damaligen Staaten den Religionsstreit nicht benutzt hätten, um ihre Untertanen vom Schutz der Kirche loszureissen, und sie nicht nur dem "Leibe" nach, sondern auch ihre "Seele" in ihre Hand zu bekommen, und sie mit Leib und Seele zu "Staats-Sklaven" zu machen. Daher die furchtbare "Staats-Seelen-Sklaverei" der letzten drei Jahrhunderte, fast in allen Staaten der Welt.

Zweitens: Die Staaten heute wissen nicht? Warum finden sie es denn nicht aus, da es doch die entscheidende Lebensfrage der Menschheit ist? Die ganze moderne Wissenschaft steht unseren heutigen Regierungen zur Verfügung. Irgend

ein Universitäts-Professor kann heute, rein wissenschaftlich durch die Geschichte nachweisen, dass die katholische Kirche wahr ist, und durch die Psychologie, dass sie und nur sie allein die sozialen Bedürfnisse der menschlichen Gesellschaft voll befriedigen kann. Warum tun sie es nicht? Der heilige Paulus sprach von den Heiden, dass sie "unentschuldbar" seien, da sie Gott hätten kennen können aus den Werken der Natur. Und das gilt, noch mehr, heute von der modernen Gelehrtenwelt. Bis zur Entdeckung der Atomischen Bombe konnten sie durchdringen, und die einfache, allen sichtbare Wahrheit der katholischen Kirche können sie nicht finden? Der heilige Paulus sricht aber auch von den Folgen dieser "unentschuldbaren" Unwissenheit: der Menschenverstand kam auf Abwege, er wurde "pervers" und machte den Menschen zu einem degenerierten Scheusal. Lese einmal die Beschreibung dieses Prozesses im Römerbrief, mehr will ich nicht sagen, Und sehen wir nicht heute dasselbe bei unserer modernen Wissenschaft? Sind wir nicht auch "degeneriert" in diesem Abschlachtungskriege — bis zur atomischen Bombe? Ist das besser, als "mit der Wissenschaft Gott zu suchen?"

Drittens: Der Staat, wie ich erklärte, nimmt seine Rechte und Pflichten nicht von der "Kirchenorganisation", sondern aus den Zehn Geboten Gottes, welche einfach eine Erklärung des Naturgesetzes sind, und jeden Menschen, ob er glaubt oder ohne seine Schuld ungläubig ist, im Gewissen verpflichtet. Die Pflicht des Staates ist: Schutz des Gottes-Strebens im Menschen, Schutz der Familie, Schutz des Rechtes auf Leben und Gesundheit, Schutz der Heiligkeit der Ehe, Schutz des Privateigentums, Schutz der Ehre und Ehrlichkeit in der menschlichen Gesellschaft — und alles das ist weiter nichts als die Ausübung der Zehn Gebote Gottes. Weiter hat der Staat kein Recht, und wenn er es doch nimmt, wird er zum Verbrecher und Zerstörer der Menschheit.

Ist das klar? Nun bis zum nächsten Male. Was ich aber heute gesagt habe, muss nicht nur gelesen, sondern studiert werden, dass endlich einmal Klarheit kommt in so vielen verdrehten Menschenköpfen, bei Nazis und selbst bei Katholiken.

Spiel ums Glück

Zwei Lotteriespieler suchten den heiligen Don Bosko auf. Sie wollten von ihm die drei glückbringenden Nummern erfahren und liessen sich in ihrer leidenschaftlichen Verbissenheit nicht abweisen, bis der Heilige nachgab: "Setzt Nummer 5, 10 und 14". Hocherfreut rannten die beiden zur Türe hinaus. "Eh!, wollt ihr keine Erklärung dazu!" rief sie Don Bosko wieder zurück. Das braucht es nicht, meinten sie. Es täte ihnen aber doch die Erklärung not, sonst verständen sie nicht richtig zu spielen, erwiderte der Heilige und fuhr fort "Nummer 5, das sind die Gebote der Kirche,10 die Gebote Gottes und 14 die Werke der Barmherzigkeit. Wenn ihr diese drei Nummern in euer Leben umsetzt, werdet ihr unendlich Gewinn ziehen."

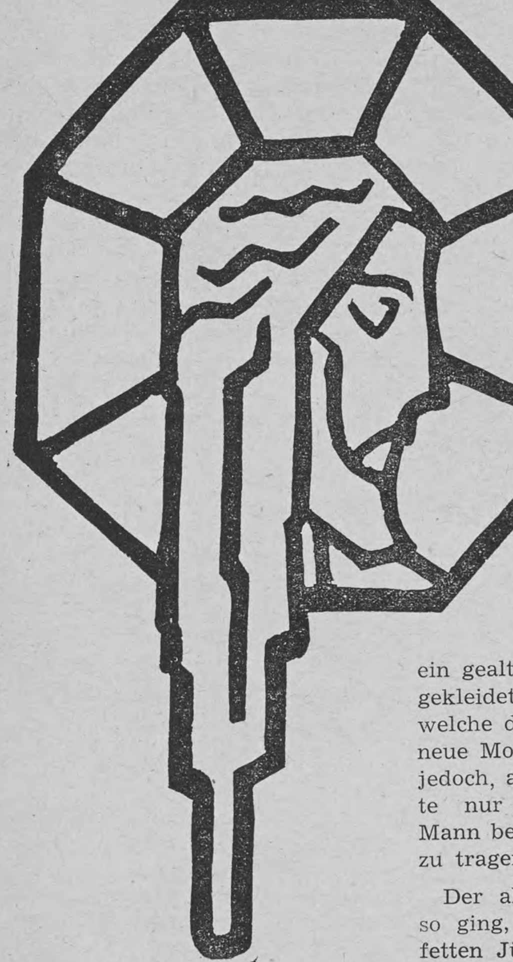
BROT

Neues Brot im neuen Jahr,
Segne, Herr, uns immerdar.
Gib uns allen Arbeit und Brot.
Wenn dann am Werke Hände sich finden,
Herzen sich binden,
Wendest zum Ende
Du unsre Not.

Hilaire Belloc:

Der Christ

Eine historische Miniatur



Im Jahre 179 nach Christus war der Kaiser Marcus Aurelius, einer der schlimmsten Feinde unseres Glaubens, noch am Leben. Die Stadt Thyrsus in der Provinz Afrika (heute El Djem in Tunis) was die bedeutendste von allen grossen Städten nahe der Wüste. Sie ist heute verschwunden.

Im Jahre 179 unserer Zeitrechnung, doch 933 seit Gründung der Stadt, schritt aus dem leeren, sonnenverbrannten Lande in die Stadt Thyrsus ein dicker, reicher, gutmütiger, junger Mann, der den absurden Namen Psyttyx trug. Er hatte einen schönen weissen Mantel an, der oben an der Schulter von einer breiten Amethystbrosche zusammengehalten wurde, auf welcher magische Zeichen eingraviert waren. Der Rand des Mantels wurde von einem schmalen Purpurbande besäumt. Ihm zur Seite schlenderte ganz familiär ein gealterter Sklave, der kostspielig gekleidet war und jene Schuhe trug, welche die Gallier in Rom selbst als neue Mode aufgebracht hatten. Hier jedoch, am Rande der Sahara, konnte nur närrische Eitelkeit einen Mann bewogen haben, solche Schuhe zu tragen.

Der alte Sklave brummte, als er so ging, was aber das Lächeln des fetten Jünglings nicht im mindesten zu stören schien, der im Gegenteil mit der Welt im allgemeinen äusserst zufrieden war; im besonderen aber mit seinem vorliegenden Geschäft, welches darin bestand, in einer Taverne, gleich hinterm Stadttor, einige Gladiatoren zu treffen, die am nächsten Tage in der Arena kämpfen sollten.

Er und sein Sklave passierten das Tor, wo sich jetzt ein Gewimmel von jeglicher Art Menschen drängte: Skandinavische Söldner, ein schwerfälliger germanischer Centurio von den Garden, Neger und Nomaden aus der Wüste; er wandte sich gleich nach links zu der kleinen Taverne und wurde vom Wirt begrüsst, den er seinerseits zurückgrüsste. Dort sassen an einem Holztische ein Dutzend Menschen, unter denen ein gewaltiger Illyrier mit seinem brutalen, fröhlichen Gesicht hervorragte, und ihm zunächst ein kleiner, beweglicher Grieche mit schwarzem Spitzbart und ruhelosen Augen. Da war auch noch ein kurzhaariger Iberier mit langem Kinn und feierlich-grausamem Gesichtsausdruck, sowie ein Syrier, der so sanft aussah, dass man ihn für einen Geldverleiher hätte halten können, — doch hatte er schon bei drei Gelegenheiten seinen Mann umgebracht, denn er war sehr geschickt mit dem gebogenen Schwert und wollte mit nichts anderem kämpfen. Abseits von diesen allen sass in etwa drei Ellen Entfernung eine Person ganz anderer Art. Man konnte gleich sehen, dass er ein Freigelassener war. Er war ängstlich in seinen Bewegungen, und verlegen, und nervös. Er ass und trank wie die anderen, aber nur so wie zur Rechtfertigung: den Becher halbvoll und mit seinem Teller herumsimulierend. Dieser Mann war ein Christ. Er war nicht gross an Gestalt und schien für diesen Kampf von morgen sogar noch ungeschickter gewählt als der Syrier.

Als er sich unter sie gesetzt, blickte Psyttyx neugierig auf diese Figur, denn wie alle Männer, denen der Reichtum Bildung und Reisen ermöglicht hatte, wurde er durch aussergewöhnliche Wesen nicht beleidigt, sondern interessiert. Die Gladiatoren erhoben ihre Becher zu Psyttyx' Begrüssung, und er tat ihnen, nachdem er Wasser und Wein bestellt hatte, zurückgrüssend Bescheid. Aber seine Augen mussten immer wieder zu dem Fremden hinwandern, wiewohl er nur mit den anderen ein Geschäft vorhatte: einige unterhielt er auf eigene Kosten, auf alle jedoch hatte er grosse Wet-

ten abgeschlossen, so oder so; besonders auf den Illyrier hatte er grosse Odds gebucht, dass er am nächsten Tage noch leben würde, sowie auf gleich und gleich gewettet, dass er nicht einmal verwundet würde: eine ganz dumme Wette, denn dieser grosse Kerl war ziemlich schwerfällig.

Der Illyrier grüsste ihn sehr geräuschvoll, wie eine Art Bruder, der Grieche äusserst höflich; der Syrier allein bezeigte ein kriecherisches Wesen — eine Manier, die unseren westlichen Begriffen zuwider ist, aber jetzt bereits in der römischen Welt um sich griff, wenn ein armer Mann mit einem Reichen sprach. Die übrigen nickten oder murmelten seinen Namen. Der Christ allein sass schweigend.

"Na, schön, Psyttyx", rief der Illyrier mit seinem ordinären Akzent, "hier bist du zu rechter Zeit aufgeturnt — mit deinem Sklaven und deinem duselligen Namen." Dabei lachte er laut, aber die anderen blickten ein wenig ängstlich.

"Es ist ein guter Name," sagte Psyttyx, "und afrikanisch dazu; und du weisst sehr gut, dass ich kein Krimskram von Zunamen daranhefte, wie es jetzt Mode ist. Deinen Namen, zum Beispiel, weiss keiner, und wenn auch, so könnte er solch ein barbarisches Kuddelmuddel doch nicht aussprechen." Jetzt galt das Lachen dem Illyrier. Nun wandte sich Psyttyx, denn er hatte ein sanftes Herz, zu dem schweigsamen Fremden und sagte: "Willst du nicht mit mir trinken?"

"S'ist ihm nicht erlaubt zu trinken," grinste der Syrier; "er ist ein Christ, ihre Priester verbieten ihnen das."

"Ih nein," sagte der Christ eifrig, "das ist eine Häresie, ich versichere dir! Eine Häresie, besonders im Bischoftum von Ephesus, und ist verdammt worden."

"Was in aller Welt heisst das alles?" sagte Psyttyx sehr verdutzt und schon ein wenig amüsiert.

Der Christ sah, dass er sich lächerlich gemacht hatte, schwieg und wurde rot.

"Sie haben ihn hierher geschickt," sagte der Illyrier. "Er kommt nicht aus freien Stücken."



"Ist das so?" fragte Psyttyx.

Der Christ würgte ein kleines Schluchzen hinunter und nickte.

"War es eine Strafe?" fragte Psyttyx und lehnte sich vor.

Der Christ schüttelte verneinend den Kopf und sagte mit einer Stimme, gerade noch überm Flüstern: "Nein. Es war ein Uebereinkommen."

"Er machte ein magisches Zeichen," rief der Illyrier mit wieherndem Auflachen, "und sie wollten ihm noch eine Chance in der Arena geben, und er war klug genug, sie zu ergreifen. Mach doch noch einmal das Zeichen," fügte er hinzu und blickte quer über den Tisch auf den nervösen, kleinen Mann, "wir wern's nicht ausquatschen." Alle guckten neugierig auf den Fremden, doch er schüttelte wieder bloss seinen Kopf, wie ein Mann, der sich nicht zum Narren machen will, und auch gerne woanders wäre.

"Wenn du willst," sagte Psyttyx, jetzt ganz ernst, "so kann ich mit dem Magistrat sprechen." Aber der Christ untersagte es ihm und hatte dabei einen flehenden Blick in den Augen. Im innersten Herzen hoffte er, dass das Ding vielleicht doch noch gut mit ihm ausgehen könnte. Auch wusste er, dass ein Arenasieg einen Mann beim Volk in der Stadt beliebt mache, und mehr oder weniger gefeit gegen weitere Strafen.

"Ich danke dir herzlich," sprach er mit leiser Stimme, zu Psyttyx gewandt, als ob die anderen gar nicht anwesend wären, "doch ich will kein Gefängnis wagen, und den Verlust der heiligen Mysterien."

"Was sind das für Mysterien?" fragte der Grieche, sehr interessiert bei der blossen Nennung des Wortes.

Der Christ schüttelte wiederum das Haupt. "Wir mögen nicht darüber reden," sagte er. "Aber", und hier kam ein exaltierter Ausdruck in sein Auge, "sie geben uns Macht über Leben und Tod, so dass wir uns selber die Söhne Gottes nennen."

"Das ist alles diese verdammte

FRUCHTWEIHE

Herr!
Hilf, dass wir das Gut der Erden
Treu verwalten immerfort.
Alles soll geheiligt werden
Durch Gebet und Segenswort.
Herr, wie sind Deine Werke so gross
und viel,
Wie hast Du sie weislich alle geordnet.
Gabst zu den herben nützlichen Gaben,
Früchte der Bäume, saftig und süss.
Liessest sie reifen ohn' allen Schaden,
Schufest im Garten ein Stück Paradies,
Drum bring ich zur Weihe die Früchte Dir.

Geheimnistuerei von ihnen," brummte der Illyrier, "so dass die Leute mit Recht aufsässig werden! Kein Wunder, dass man sie hochnimmt!"

"Unsinn," sagte der Grieche kurz, "du musst Geheimnis haben, wenn du Mysterien hast. Ich selber bin in drei eingeweiht worden", setzte er mit ziemlichem Stolz hinzu, "und du", wandte er sich an den Syrier, "bist du nicht auch in irgend solch einer Gesellschaft aus dem Osten?" Der Syrier gab ihm ein öliges Lächeln, zuckte mit den runden Schultern und sagte: "Oh, natürlich; aber es ist ja eine blosse Formsache."

"Ja, so sagt ihr immer", versetzte Psyttyx kurz, "aber ich hab' so eine Idee, dass ihr Levantiner eine Art von Netz über das Reich geworfen habt mit euren schmierigen Geheimbünden." Dann drehte er sich zu den Christen und sagte: "Komm jetzt mit mir auf das Forum, ja? Wir werden einen Strauss Blumen kaufen und ihn an der Statue des göttlichen Kaisers befestigen. Ich werde es tun, aber du wirst neben mir sein, und es wird öffentlich bemerkt werden, und du wirst freikommen." Der Christ schüttelte wiederum sein Haupt und zwei grosse Tränen traten in seine Augen.

"Das war wieder echt!" sagte der alte Sklave, der bis jetzt nicht gesprochen hatte. "Göttlicher Kaiser! Und gerade nur, weil du diesen Armeejargon vornehm findest! Aber dein Vater hasst diesen Ton, und es ist meine Pflicht, dir das zu sagen." Psyttyx schien recht verärgert: "Also bitte, 'des Kaisers', wenn du es willst."

"Er ist ein anständiger Kerl, der Kaiser", sagte der Illyrrier, und alle murmelten Zustimmung; dann setzte er gedankenvoll hinzu: "aber ein Narr."

"Und reiten tut er schlecht", fiel der Grieche ein: "Ich habe ihn gesehen." Dann wandte er sich zu dem Christen und fragte abrupt: "Was meinst du damit, Magie über Leben und Tod? Meinst du eine Magie, die dich gegen Tod schützt?"

Der schweigsame Mann schüttelte wieder sein Haupt.

"Schön, aber wenn du das nicht kannst, was, auf aller Welt, hast du dann von euren Mysterien?" sagte der Tavernenwirt, der sich zu interessieren anfing.

"Sag mir", drängte der Grieche, "und sprich es aus, was erzählen diese Mysterien dir vom Tode?"

"Ich weiss es nicht genau," erwiderte der Christ zögernd, "denn ich lerne noch immer und bin zu dem vollen Mysterium noch nicht zugelassen. Wenn der Lektor die beiden Worte singt "audemus dicere", habe ich hinauszugehen in den Narthese, denn ich darf das Paternoster nicht hören." Sie konnten ihr Gelächter nicht zurückhalten bei diesen seltsamen und sinnlosen Worten.

"Ich weiss, was die Christen glauben", sagte der Illyrier laut (denn er wurde allmählich betrunken). "Meine Tante, die den kleinen Laden in Solano hatte, heiratete so einen als zweiten Gatten, und eine verdammte Zeit hat sie durch ihn gehabt. Der Mann war ewig besoffen und hat nie reine Arbeit gemacht."

"Die Christen", sagte der Wirt sententiös, "beten einen Gott, genannt Chrestos, um Mitternacht an; sie gebrauchen das magische Zeichen des ägyptischen Tau, und werfen sich nieder vor dem Bilde einer Frau, die auf einer Mondsichel steht. Jedermann weiss, dass sie zuweilen Kinder opfern." Er sagte das mit einem missbilligenden Blick auf den Christen, und in dem wichtigen Tone eines Mannes, der schon allerhand gesehen, und seine Weisheit bis auf das Ende der Unterhaltung ausspart. "Ach, Nonsens!" sagte Psyttyx, "je schneller du diese Pöbelideen aus dem Kopf bekommst, um so besser. Christen sind genau dasselbe wie andere Menschen, mit ein bisschen Freimaurerei, wie bei uns auch."

Dann zankten sie ein wenig hin und her, und während sie zankten, sah der Christ zutiefst unglücklich aus und sagte mehrere Male: "Ich versichere Ihnen, meine Herren . . ., Ich versichere Ihnen!" Endlich erhob sich Psyttyx, dem Streiten zuwider war, und schickte sich zum Fortgehen an; aber nicht, bevor er seine eigenen beiden (den Illyrier und den Griechen) gefragt hatte, wieviel Geld sie noch bis zum Kampf am nächsten Tage brauchten. Sie sagten, dass sie es seinem Gutdünken überliessen, und er gab ihnen vier Goldstücke aus einer Börse, die sein Sklave trug, denn er selber hielt es für entehrend, Geld am eigenen Leibe zu tragen.

Am nächsten Tage um etwa 10 Uhr morgens beobachtete Psyttyx, von der schattigen Amphitheaterseite aus, wo die Wohlhabenden einige reservierte Plätze hatten, zwanzig Gladiatoren, wie sie jetzt in die Arena schritten, aus welcher die Pferde und wilden Tiere einer gestellten Jagdszene soeben hinausgetrieben worden waren. Die Sklaven rannten aus und streuten frischen Sand auf. Der Kampf begann paarweise.

Ein Paar war da, von dem man kaum sagen konnte, dass es kämpfte, denn das Los hatte den Christen einem gedrungenen, breitschultrigen Mann aus der Auvergne gegenübergestellt, einem von der Sorte, die ein Tier in einem Tage zähmen können, hart wie Holz sind, und völlig gefühllos. Mit einer plötzlichen Regung des Mitleids heftete Psyttyx auf die beiden seine Augen.

Schluss auf Seite 25

Gott, dessen Wortes Ewigkeit
das Angesicht des Himmels zierte
und in des Herren-Fleisches lichter
Herrlichkeit den Schoss der Jungfrau
hat befruchtet. Wir bitten:
dass der Abglanz neuen Lichtes
jetzt erscheine,
dass des Menschenvolkes Heil
für die Erlösung dieser Welt
aus reinen Gliedern geh hervor.

Aus H. Franke: Die wartende Kirche
(Rotulus von Ravenna).



Du kommst sicher in den Himmel

Phil. Funke O.M.I.

Der Hannes war ein Lump. Nicht einer von denen, die hier und da mal über die Stränge schlagen und dann, wenn auch mit Ach und Krach, von der Frau zur Osterbeichte getrieben werden und wieder einmal eine Zeit lang brav sind, bis sie die Busse vergessen haben—nein, der Hannes war ein richtiger Lump. Der hatte schon Jahre lang nicht mehr gebeichtet, und lebte so, wie es ihm sein Vergnügen und sein Geldbeutel erlaubten, ohne sein Gewissen zu fragen, das war ja schon lange tot und tat nicht mehr weh.

Einmal sass er wieder mit seinen Sauf-Brüdern zusammen. Man spottete über dies und das. Auch über die "Kirchenläufer", die da immer Angst haben, in die Hölle zu kommen. Der Hannes hat keine Höllenangst. Er erhebt sein Glas und sagt:

"Brüder saufen wir, wenn wir auch in die Hölle kommen. Da unten geht es lustiger zu, als bei den Betbrüdern da oben. Also Prosit dem Teufel, und auf Wiedersehen da unten."

Seine Kumpanen klatschen ihm Beifall, wenn es auch dem einen oder dem andern etwas gruselig wird. Wer wird denn Angst haben vor der Hölle?

Der Hannes trinkt noch mal. Da auf einmal schaut er starr vor sich hin, als sähe er was. Seine Freunde stossen sich an: Sieht der schon die Hölle? Aber sein Gesicht ist nicht erschreckt, er schaut nur überrascht und ungläubig drein.

"Hannes, was hast du denn? Siehst du Gespenster?"

Der Hannes wacht auf.

Freunde, so was ist mir in meinem ganzen Leben nicht passiert. Ich habe, denkt euch, einen Engel gesehen."

Die Freunde lachen laut auf.

"Und was hat dir der Engel denn gesagt? Sicher, dass du einmal in die Hölle kommen wirst, und das weisst du ja schon längst."

"Nein, das ist grad das Spassige: Der Engel hat mich ganz ehrlich angeschaut, als ob er es meinte, und hat mir gesagt: Hannes, du kommst ganz sicher in den Himmel."

"Nun, dann brauchst du ja keine Angst zu haben, und kannst weiter lumpen, wie du willst. Ha, ha, lustig gelebt und seelig gestorben, und dem Teufel das Handwerk verdorben."

Man sauft weiter. Dem Hannes geht aber das Wort immer im Kopfe herum: Du kommst sicher in den Himmel. Er schaut sich seine Saufbrüder an, die schon für die Hölle bestimmt sind. Dann fragt er sich:

"Wenn ich in den Himmel gehöre, was habe ich dann mit diesem Höllenpack zu tun? Das ist doch keine Kompanie für mich, da bin ich zu gut für."

Er ekelt sich ganz, setzt sein Glas hin, und geht hinaus.

Die Nacht schläft er nicht. Immer geht es ihm im Kopf herum: In den Himmel? Ich soll in den Himmel? Dann denkt er zurück an seine früheren Lumpereien, und dann wieder an den Himmel. Und wie er so vergleicht, kommt ihm all das so erbärmlich vor, so schmutzig und ekelhaft. In so Zeug habe ich mich herumgetrieben, an so Sachen habe ich Vergnügen gehabt, ich, der ich doch in den Himmel komme? Das lass ich mir nicht weiter gefallen, da bin ich zu gut für.

Am andern Morgen geht er geradeaus zum Pfarrer. Der macht grosse Augen. Den Hannes hat er ja nicht mehr im Beichtstuhl gesehen seit seiner Hochzeit. Und da war es auch nur ein hartes Durchschlüpfen, weil es halt seine musste.

"Na, Hannes, was bringt euch denn her?" fragt er erstaunt.

"Hochwürden. Ich hab immer gedenkt, ich bin ein Höllenmensch, und da hab ich nichts drum gegeben, und halt gelebt wie einer, der doch verdammt ist. Aber jetzt weiss ich, dass ich ein Himmelsmensch bin, und da will ich mich doch mit all dem Dreck nicht mehr beschmutzen. Da bin ich zu gut für. Macht mal sauber, und dann will ich so leben, wie es sich für einen Menschen geziemt, der "SICHER IN DEN HIMMEL KOMMT". Der Pfarrer hat sein "Himmelskind" in den Beichtstuhl genommen und sauber gewaschen, und der Hannes hat von da an gelebt bis an sein seeliges Ende: wie es sich für ein Himmelkind geziemt.

ES FIEL EIN REIF

Roman von Henriette Brey

(Fortsetzung)

Suse hatte in Berlin oft vor den prunkvollen, in elektrischem Licht erstrahlenden Auslagen der Schaufenster gestanden, wo die schimmernden spitzenbesetzten Damenhemden lagen, und die glänzenden Herrenhemden mit der feingesteppten Faltenbrust. Starr hatte sie dann auf die blendenden Stücke gesehen. Nein, die erzählten nichts von der herzzerreissenden Not der Heimarbeiterinnen, die mit brennenden Augen und zerstochenen Fingern daran arbeiteten!... Einmal hatte ihr Blick an einem Zeitungsblatt gehaftet, welches um ein Brot gewickelt war, das sie kaufte. Eine Ueberschrift sprang ihr grell in die Augen: "Das Lied vom Hemde!" Irgend ein Name stand darunter, sie wusste nicht mehr, welcher. Aber das erschütternde Gedicht hatte sie immer wieder gelesen, wie gebannt von unentrinnbaren inneren Vorstellungen. Bis zuletzt die düstern Worte sich in ihr Herz eingebrannt hatten.

Suse liess jetzt die Hände müssig sinken und sann nach. Ja, so gingen die Verse:

Bis vom ewigen Bücken mir schwindlig wird,
"Mit Fingern mager und müd,
Mit Augen schwer und rot,
In schlechten Kleidern sass ein Weib,
Nähend für's liebe Brot.
Stich! Stich! Stich!
Auf sah sie wirr und fremde —
In Hunger und Armut flehentlich
Sang sie das Lied vom Hemde.

Schaffen,, schaffen, schaffen
Vom Früh- zum Nachtgeläut.
Wie zur Straf' gefangne Leut!
Schaffen, schaffen, schaffen
Band und Zwickel und Saum,
Saum und Zwickel und Band,
Bis das Hirn mir starrt und die Hand . . ."

Mit verlorenem Blick hatte Suse die Worte vor sich hingemurmelt. Nun stockte sie und fuhr mit der Hand über die Stirn. "Vom ewigen Bücken schwindelig," flüsterte sie.

Dann lachte sie kurz und hart. Was sollte das? Voran! Gearbeitet! Das Träumen und Sinnieren musste abgetan bleiben. Hin ist hin, verloren ist verloren... ist verloren!

Sie schob die Faltenbrüche unter den Stepper der Maschine und trat von neuem das Rad. Aber ihre Hände sanken wieder.

Da war noch mehr... Wie hiess es doch?

Sie stützte den Kopf in die Hand und grübelte. Dann schob sie den Stuhl zurück und achtete es nicht, dass der auf ihrem Schoss gebauschte Stoff zur Erde glitt.

Sie hatte doch damals das Blatt ausgeschnitten,, so fiel es ihr ein — das Blatt, das sie so seltsam gepackt hatte . . . . Es musste noch irgendwo in der Kiste bei ihren armen Habseligkeiten liegen.

Sie kletterte zum Dachstübchen hinauf und kam bald mit einem zerknitterten Zeitungsblatt zurück. Schwer atmend sank sie auf den Stuhl und raffte den weissen Battist vom Boden auf. Glättete das Papier und las mit flackernden Augen:

"Schaffen, schaffen, schaffen
Bei Dezembernebel fahl,
Schaffen, schaffen, schaffen
In des Lenzes sonnigem Strahl,
Wenn zwitschernd sich ans Dach
Die erste Schwalbe klammert,
Sich sonnt und Frühlingslieder singt,
Dass das Herz mir zuckt und jammert..."

Da legte Suse Graf plötlich den Kopf auf den Hemdenstoff... und die schweren Tropfen aus ihren Augen krausten das feine Gefältel.

Ihre Jugend, ihre jammervoll zertretene Jugend zuckte noch einmal auf unter dem Frost-

reif, der sie niederhielt, bäumte sich auf in einem letzten verzweifelten Ausbruch — und tat dann für immer die Augen zu.

7

Susie Graf kam müden Schrittes von einem Liefergang. Sie ging mit gesenkter Stirn, mit vorgeneigten Schultern, wie unter einer Last gebeugt.

Es war auch eine Last, die sie zu Boden wuchtete und kein frisches Leben aufkommen liess: die Bergeslast ihrer Schuld... die ihren Schatten bereits in das Leben ihres armen Kindes warf und es mit Feindseligkeit umspann.

Nahe vor der Schule war ihr auf dem Wege der alte Lehrer Terheggen begegnet, ein grämlicher, kranker Mann. Er hatte schon Suse im Unterricht gehabt und war damals ein ruhiger, wohlwollender und streng rechtlicher Mann gewesen. Das letztere war er noch heute. Er liebte auch die Kinder und wollte brave, lebenstüchtige Menschen aus ihnen machen. Aber drückende Familiensorgen und ein unheilbares Leiden hatten ihn zermürbt und seine aufrechte Kraft zerbrochen. Er tat nur noch mühsam seinen Dienst, zerquält und abgespannt. Jeder Aerger schlug ihm auf die Leber, machte ihn krank und verbittert. Aufregungen war er nicht mehr gewachsen.

Heute fühlte er sich besonders leidend und abgespannt. Und da hatte just heute der Grafsjunge mit seinem verstockten Trotz ihm die Galle ins Blut getrieben — — — —

Ein Kreuz für die Schule war der Schlingel... Ah, da kam seine Mutter! Gut; ihm gerade recht!

Aufgeregt machte der schwer geärgerte Lehrer seinem Herzen Luft und beklagte sich scharf über den kleinen Lorenz.

Schon weit über ein Jahr ging der Junge zur Schule, aber in diesem ganzen Jahre sei er, alles zusammengerechnet, kaum drei Monate dagewesen. "Ja, und wenn er da ist, sitzt er unlustig und störrisch in der Bank! Ist rein nichts mit ihm anzufangen! Auf dem Schulhof gibt's auch immer Zank und Streit mit ihm. Ein Brausekopf ist der Bengel! Wenn die andern Kinder ihn necken, schlägt und beisst und stösst er um sich wie ein Wilder.... Nun ja, das sollen sie nicht," gab er auf eine unwillkürliche Bewegung von Suse unwirsch zu, "hab's ihnen auch verboten. Mehr als einmal. Aber du lieber Gott, Kinder sind Kinder! Kann nicht immer dahinter sein. Wird mir ohnehin sauer genug."

Er wischte mit dem Taschentuch über die kahle Stirn, auf der kleine Tropfen standen und atmete erregt. Sein Gesicht sah gelb und verfallen aus, der linke Mundwinkel zuckte nervös.

Suse stand schweigend vor ihm, mit geducktem Nacken, und liess die Anklagen wie Hagelkörner auf sich herabprasseln.

"Nun steh' nicht so verdonnert da," schloss der alte Herr geärgert. "Ich rate dir, Suse, nimm den Jungen beizeiten in strenge Zucht, sonst wird er ein Galgenstrick! Ist offenbar erblich belastet — das Heftige, Unbändige.... wer weiss, was sonst noch an schlimmen Neigungen! Halt' die Augen auf, Suse, dass er nicht auf abschüssigen Weg kommt!"

Alles Blut wich aus Suses Gesicht bei diesen unüberlegt harten Worten. Mit bebenden Lippen stammelte sie ein Versprechen, besser auf den Knaben zu achten, und schlich bekümmert heim.

Sie sass in der Stube und brütete dumpf vor sich hin. Ein Wort stand gegen sie auf und dröhnte wie ein Urteilsspruch auf sie ein — das Wort von dem Allheiligen, Allgerechten, der die Sünden der Eltern an Kindern und Kindeskindern straft bis ins vierte Glied hinein.

Begann der Fluch zu wirken? Büsste das Kind, das schuldlose Kind für ihre Leidenschaft, ihre Lebensgier?

Sie hatte es doch brav aufgezogen, es lieb gehabt und gehütet; sie hatte seine Händchen gefaltet und es all die frommen Gebetchen gelehrt. Freilich, damit war ihre Erziehungskunst auch zu Ende. Denn ach, ihr blieb doch gar keine Zeit, sich viel mit dem Knaben abzugeben. Sie musste arbeiten, jede Minute ausnutzen; sie war schon froh, wenn er mit seiner Schiefertafel oder den paar armseligen Spielsachen ihrer verstorbenen Brüder ruhig in einer Ecke sass und sie nicht viel mit Fragen störte.

Was in der scheuverschlossenen Kinderseele vorging... was aus dem altklugen, seltsam verhaltenen Blick des Knaben sprach — das wusste seine Mutter nicht.

Sie wusste auch nicht, weshalb er oft stundenlang am Fenster hockte und hinausstarrte... und dabei sein Gesicht so alt und verfallen aussah. Und weshalb er gerade dann störrisch und verkehrt war und ohne Anlass die alte Katze mit Füssen stiess...

Dann stand Suse rat- und hilfslos den plötzlichen Ausbrüchen gegenüber. Denn sie ahnte ja nicht, dass eine hungrige Kinderseele aus ihm schrie. Die verkümmerte Menschenpflanze reckte aus ihrem Schattenwinkel alle sehnsüchtigen Triebe nach Licht und Sonne, nach Frohsinn, Lachen, Spielen. Es fehlte dem Knaben der Umgang mit gleichartigen Kameraden. Er fieberte danach und folgte ihnen mit den Augen, in denen

es brannte wie von unbewusster Sehnsucht — und doch fürchtete er sie und wich ihnen aus ...

Nein, die arme Suse kannte das junge Menschenrätsel nicht, das zu ihren Füssen aufwuchs, im Schatten ihrer Schuld, gezeichnet gleich ihr, der Erbe ihres ungebärdigen Lebenshungers — und der Brutalität des ... des andern.

Sie sass manchmal brütend und betrachtete das stille, oft so unkindliche Gesicht, in dem es so zornig zucken konnte.

Kind, o Kind, hart wird dein Weg sein! Wirst du mir einst fluchen? Lauert nicht schon Misstrauen in deinen Augen? Nicht die fremden Menschen sprechen mein Urteil — der Richter bist einst du! O Kind, ich liebe dich mit jeder Faser — und fürchte dich doch. Jede Ader in mir klopft für dich; mein bist du, mein! Mein eigen, ein Stück von meinem Herzen — und doch ein Fremdes, das mich kalt anschaut.

So wogten in dem jungen Weibe die irrlichternden Gedanken durcheinander. Dann riss sie wohl das Kind an sich und überschauerte es mit leidenschaftlichen Liebkosungen — um es ebenso plötzlich loszulassen, wenn der kleine Lorenz geängstigt sie von sich abdrückte und scheu den Kopf fortwandte.

Als Lorenz zur Schule ging, begann ein stiller Kampf mit der feindlichen Umwelt. Er war bis nach seinem siebten Jahre zurückgestellt worden; das schmächtige Körperchen wirkte wie das eines fünfjährigen Kindes.

Dem ersten Schulbesuch hatte der Knabe mit ungeduldiger Erwartung entgegengesehen, wie einem Ausflug ins Märchenland. Hatte die Mutter nicht erzählt von einem freundlichen Schulzimmer mit Blumen am Fenster, wo man all die schönen Dinge lernte, um selber die wunderbaren Geschichten vom gestiefelten Kater und den sieben Raben lesen zu können aus Mutters altem Märchenbuch? Hatte sie nicht von vielen fröhlichen Kindern gesprochen, mit denen er spielen durfte?...

"Mutter, darf ich dann anch mit Mooshubers Luischen spielen?" fragte er mit glänzenden Augen. "Guck doch, Mutter, die hat gerade so ein rotes Häubchen auf wie Rotkäppchen, und auch so gelbe Haare und so ein Körbchen am Arm!"

Das kleine Mädchen, das schon ein Jahr zur Schule ging und alle Tage am Haus vorbeikam, wurde von Lorenz heiss bewundert, wie ein höheres Wesen ... etwa eine Elfe. Vielleicht war sie eine? Oh, das wäre fein, wenn er jeden Tag mit ihr den Schulweg machen dürfte! Wenn dann mal der Wolf käme, dann würde Lorenz sagen: "Lieber Wolf, tu Luischen nichts; geh bitte zu dem bösen Drickes und friss ihn."

Denn den Drickes konnte er nicht leiden. Der war einmal zur Mutter in die Stube gekommen und hatte bös gesprochen und hässlich gelacht. Und war auf die Mutter eingedrungen, bis die ihm zornig ins Gesicht schlug, und Lorenz wie eine fauchende Katze ihm an den Hals sprang. Denn vielleicht war der Drickes ein Menschenfresser und wollte Mutter was tun?... Wer konnte das wissen? Da hatte der Blöde ihn wütend von sich geschleudert und war fluchend gegangen. Die Mutter aber schob seitdem immer den Riegel vor, wenn sie den bösen Drickes von weitem kommen sah und öffnete auf alles Klopfen nicht.

"Mutter, sag, geh ich dann alle Tage mit Mooshubers Luischen?"

Suse seufzte. Mooshubers würden ihre Einzige wohl kaum mit dem Sohne der Verfehmten spielen lassen — so dachte sie bitter.

"Ach, das Luischen ist schon so gross, Lorenz; die spielt wohl bloss mit grossen Mädchen," so redete sie es ihm aus.

Da verblasste der frohe Schein in seinen Augen. Aber ein Fünklein sprühte doch wieder auf: es gab noch viele Kinder — oh, er würde schon Spielkameraden finden!

Doch nach wenigen Tagen erlosch der erwartungsvolle Glanz. Weinend kam Lorenz nach Hause. Verkroch sich in eine Ecke und stiess um sich, als die Mutter ihn erschrocken befragte. Dann aber schrie sein Kinderleid aus ihm ... In der Schule war's hässlich! Er mochte nicht mehr hin. Und die Kinder waren böse, hatten ihn ausgelacht und geneckt. "Häh, der Grafsjunge! Häh! Bettelgraf! Bettelgraf!"

Und er wusste doch gar nicht, warum. Er hatte ihnen doch nichts getan!" ... Und er wollte und wollte nicht mehr hin. Bös waren sie alle, eklig,hässlich! Er konnte sie alle nicht leiden!

"Mutter, was ist das, ein Bettelgraf?"

Der Mutter Herz krampfte sich zusammen. Sie beschwichtigte den schluchzenden Knaben und wusste keine Antwort.

Nachts weinte sie heimlich. Sie sah die Steine auf ihres Kindes Weg: jetzt noch kleine spitze Kieselsteinchen, über die der Fuss mit leichtem Zucken dennoch schreitet; dann härtere, grössere, kantige, die das aufrechte Schreiten hemmen und nur mühsam Lebensatem holen lassen — zuletzt wuchtige Steinlasten, die alle Wege zum Glück verbauen; die alle Pfade zu menschenfrohem Streben, zu sonnigen Weiten versperren und nur ein Durchwinden in blutende Einsamkeit zulassen.

Seit dem Tage war der Weg zur Schule dem Lorenz verhasst. So oft er konnte, strich er an ihr vorbei. In der rauhen Jahreszeit, die in den

Thüringer Bergen wohl ein halbes Jahr dauert, kostete das freilich keinen Kampf. Da waren die vereisten Wald- und Bergpfade zu der fast eine Stunde entfernten Schule kaum gehbar und diese blieb meist geschlossen, weil nur die näher wohnenden Kinder erscheinen konnten.

Aber auch im Sommer entwich Lorenz, so oft es anging, zur Schulzeit heimlich in den Wald und legte sich unter die Bäume oder ins grüne Gras an einem Abhang. Oft kam er den ganzen Tag nicht heim, stillte seinen Hunger mit Waldfrüchten oder riss ein paar Möhren auf irgend einem Feld aus. Abends schlich er dann mit schuldbewusstem, doch trotzigem Gesicht nach Hause, wo seine Mutter voll Angst auf ihn harrte.

Da half weder Güte noch Strenge. War Suse streng, so weinte er. "Mutter, ich mag nit zur Schul'! Niemand kann mich leiden! Sie spielen nicht mit mir... Stossen mich fort... Ich mag und mag nit."

Einmal hatte sie ihn hart strafen wollen. Aber da fuhr er auf wie eine Wildkatze. In seinem Gesicht war plötzlich ein so böser Ausdruck, halb gequält, halb drohend, dass sie erschreckt abliess. Genau so drohend, nur noch bösartiger, mit einem zwingenden Hohn in dem schönen, verlebten Gesicht, hatten auch einmal die Augen jenes Mannes geblickt... in einer Stunde, da sie, wie ein Vögelchen vor der Klapperschlange, nur noch schwach kämpfte mit den letzten Regungen eines gelähmten Willens...

Suse sass in der Einsamkeit ihrer Stube und dachte an des Lehrers Worte. Gott, o Gott, was soll aus dem Jungen werden!?

Und wenn sie dereinst nicht mehr war, ihn zu hüten? Wenn die Mutterhände sich nicht mehr um ihn breiten konnten als Schutz vor den feindlichen Stössen des Lebens?

Grosse Tropfen rieselten über ihre schmal gewordenen Wangen. Sie fühlte es: viele Jahre hielt ihr geschwächter Körrper nicht stand. Die blutsaugende Arbeit rieb sie frühzeitig auf — und das andere... das andere zehrte an ihrem Herzen.

Aber hastig wischte sie die Tränen ab und erhob sich mit steifen Gliedern. Sie durfte nicht träumen und müssig sein! Schon zu lange hatte sie untätig gesessen. Die Galeerenkette klirrte — sie musste wieder an die Arbeit...

8.

In strahlender Bläue lächelte der Himmel. So schimmernd wie blassblaue Seide leuchtete er auf das frühlingsbunte Wiesental herab. Nur drüben, wo er sich zum Wald neigte, umzog zartweisses, hauchdünnes Wolkengewebe seinen Saum, durchsichtig wie ein feiner Tüllschleier oder ein Spitzengeriesel. Und mitten in der blauen Fläche war ein winziges schneeweisses Wölkchen, als sei dort ein Strauss weisser Rosen auf das himmelblaue Königskleid geheftet.

Lorenz Graf, der in herzbrechendem Weinen unter einem Erlenstrauch am Bachrand ins Gras geworfen lag, hörte plötzlich auf zu schluchzen und sah aus rot verschwollenen Augen in die flimmernde Bläue mit dem weissen Spitzengeriesel.

Einen Augenblick stockten seine Tränen. Von himmelblauer Seide war doch das Brautkleid der Königstochter gewesen?... Ja, so stand es in dem Buch! Ein weisser Schleier quoll unter dem Kranz von weissen Rosen hervor, und auf der Brust war ein Strauss weisser Rosen — gerade so, wie da oben am Himmel. Ja, und der alte König und seine Frau schritten hinter der Braut her, in rotem Samtmantel und goldener Krone. Fein bunt war das abgemalt im Buch. So was Wunderschönes hatte der Lorenz in seinem achtjährigen Leben noch nicht gesehen.

König sein war doch fein, so sann er. Man kriegte dann sicher immer Wurst aufs Butterbrot und durfte immer die Speckränder vom Pfannkuchen essen, und brauchte nicht in die Schule. Und wenn ihn einer ausschimpfte, so konnte er dem gleich den Kopf abschlagen lassen...

Hm! Och nee, eigentlich war's doch nicht schön; so immer mit der goldenen Krone herumlaufen, das war doch arg unbequem. Oder ob der König die Krone nachts wohl mal ein bisschen absetzen durfte?

Ein grüngolden Käferlein neben ihm fesselte seine Aufmerksamkeit. Es krabbelte unverdrossen an einem Grashalm empor und purzelte jedesmal ob seiner Schwere herunter. Nun begann es seine Kletterübungen an des Knaben Joppe und gelangte glücklich bis oben. Neugierig beobachtete Lorenz, was das hübsche Tierchen vorhatte. Es lief ihm über Hand und Arm, krabbelte ihm über den blossen Hals.

Mäuschenstill hielt das Kind. Hah, nun wusste er schon: der Käfer wollte trinken — und Lorenz hatte die Ohren voll Wasser. Da er wagerecht auf dem Rücken im Grase lag, waren ihm die dicken Kindertränen an den Schläfen heruntergerieselt in die Ohren hinein. Die Ohrmuscheln waren vollgelaufen wie ein kleiner See.

Fortsetzung folgt.

Das Marterl

von Ria Eleonore.

Ja, die Geschichte vom Marterl, die war so. Es war Winter über dem Dorf. Das grosse Schweigen hüllte den Talerhof ein, selbst der Hund rührte sich nicht in seiner Hütte. Drinnen aber in der warmen Stube sass die Bäuerin unter dem trauten Licht der alten Lampe, neben ihr Nanni, die alte Magd, ein Flickzeug auf dem Schoss. Das Abendessen war bereits abgeräumt, doch stand noch eine Schüssel mit Rohrnudeln auf dem Tisch. Die Kinder knackten Nüsse auf. “Dass ihr mir keinen Dreck macht's und die Schalen net auf den Boden werft's,” mahnte die Bäuerin. Sie hatte ihren Stuhl näher ans Licht gerückt und klapperte flink mit den Stricknadeln. Abseits, im Winkel auf der Ofenbank, hockte der Grossvater, über seiner Pfeife dösend. Hier war es schön warm und zum Zuschauen Licht genug. Und was sollte er mehr als zuschauen? Wie die Stricknadeln blitzten im Lampenschein manchmal auch die blonden Haare der Bäuerin, als wäre Gold mit eingesponnen! Sogar Nannis grauer Scheitel schimmerte rosig vom ewigen Licht im Herrgottswinkel. Und wie die Kinder so brav spielten! Steffl stellte seine Bleisoldaten auf, der Hansl liess seine Eisenbahn laufen, das Lieserl machte den Bahnwärter und das vierjährige Veverl markierte den Passagier. Ja, die Kinder, die Enkerl halt, die waren seine ganze Freude. Sonst war ihm nicht viel geblieben, dem Grossvater, seit sein Aeltester im Krieg gefallen ist. Eine böse Zeit war dann gekommen, als der Franz den Hof übernommen hatte. Aber jetzt ging es wieder aufwärts — er hatte ein liebes braves Weib, und bei der letzten Wahl war er zum Bürgermeister aufgestellt worden.

“Wo bleibt denn der Franzl?” Fast erschrocken kam die Frage von den welken Lippen. Die Bäuerin seufzte tief auf. “Weiss net, Grossvater. Er ist so schnell fort im Zorn — bloss weil ich gesagt hab, dass man a Marterl net wegtun darf.”

Die Nanni schüttelte den Kopf und brummte: “Wie sich der Bauer nur so hat aufregen können! I mein, am besten is, mir gengen schlafen, vor er zurück kommt. Für die Kinder is schon recht spät, und der Bauer raucht heut kein guten. Also, gut Nacht, ‚Bäuerin!”

“Gut Nacht, Nanni! Und ihr räumt jetzt schön euer Spielzeug auf,” wandte sich die Bäuerin an die Kinder. “Dann geht's ihr schlafen, die Nanni bet' schon mit euch.”

Jetzt sind nur noch mir zwei in der Stuben, dachte der Grossvater, jetzt könnt sie reden. Er klopfte seine Pfeife aus und schaute erwartungsvoll in das verstörte Gesicht der jungen Frau.

Sie strickte weiter, eifrigstumm. Als gelte es noch heute Abend den Strumpf fertig zu bringen. Langsam stand der Grossvater von der Ofenbank auf und kam zu ihr an den runden Tisch, und langsam, fast bittend, sagte er: “Du, Stasi, jetzt könntest du's mir doch erzählen, wie das mit dem Marterl war. Warrum is er denn so zornig fort, der Franzl? Habt's ihr gestritten?”

“Na ja, weisst es schon, wegen dem neuen Grundstück, wo er kauft hat,” antwortete die Bäuerin rauh, weil es ihr schwer fiel, die aufsteigenden Tränen zu unterdrücken.

“Warum wegen dem Grund? Der Grund is doch net schlecht, Stasi.”

“Na, Grossvater, dös net, aber da geht doch der Weg durch, und der passt ihm net. Und an dem Weg steht doch das Marterl vom Brunnen Xaverl, den wo der Blitz erschlagen hat. Und drum müsst das Marterl auch weg. Aber a Totentafel kann man doch net so einfach wegtun, noch dazu, wo's Johannesevangelium drauf steht. Dös hätt' er doch einsehen müssen, net?” Der Alte nickte. “Recht hast, Stasi. Das brächt ihm kein Glück net. Ueberhaupt hätt' ich den Grund net kauft, wo einer vom Blitz erschlagen worden is.” “Und nachher noch abstreiten, dass auf dem Taferl 's Johannesevangelium steht,” fiel sie erregt ein. “Ich werd's net wissen, hab i gsagt, wo ich jeden Tag vor dem Marterl für die arme Seel' vom Xaverl bet' hab. So, jeden Tag bet'st du für die Seel vom Xaverl, hat er gsagt und hat die Augen gerollt wie ein Wilder. Und nachher is er fort in sein' Zorn. I hab ihn nimmer z'ruck halten können. Direkt g'schamt hab ich mich vor der Nanni.” “So ein Hitzkopf,” brummte der Grossvater

kopfschüttelnd, "i glaub, der is pfeilgrad noch auf an Toten eifersüchtig."

Dann war es eine Weile still. Hell und traulich hüllte das Licht der alten Lampe Bauernstube und Menschen. Der Kater blinzelte aus der Ofenecke hervor, leise ging der Pendelschlag der Uhr hin und her, tick-tack, tick-tack. Der Grossvater suchte seinen alten Platz wieder auf und streichelte den Kater. "Gelt, das is schön warm, Peterl? Und wie is nacher mit uns, Stasi, gehen wir noch net bald schlafen?" "Na, Grossvater, mir is so viel Angst um den Franzl, es wird ihm doch nix zugestossen sein?" "Geh weiter, die Kälten drauss wird sein Hitzkopf schon kühlen," beruhigte der Alte. Aber die Bäuerin jammerte weiter. "Vielleicht hat er gar schon angefangn, das Marterl auszugraben. Und dann sei ihm Gott gnädig." "Kuckuck, Kuckuck!" rief es aus der Uhr, die Bäuerin zählte mit. "Zehne, und er is noch net daheim!" Der Grossvater ging zur Tür. "I geh schauen, ob er den Spaten mitgenommen hat."

Die Bäuerin rollte den Strickstrumpf auf, dabei fiel ihr ein Zweig aus dem Herrgottswinkel auf den Kopf.

Aufschauernd bemerkt sie, dass das "Ewige Licht" ausgegangen war. Sie holte die Oelkanne aus dem Schrank und füllte mit zitternden Händen die kleine Ampel auf. Und in ihrer grossen Angst kniete sie nieder und begann laut zu beten: "O, du lieber Herrgott, schütz mir den Franzl und lass ihn nix Unrechtes tun." Geläufig kamen ihr die vertrauten Worte des Johannesevangeliums von den Lippen, sie kannte sie ja schon von der Kindheit her, wenn ein Gewitter aufzog und die Mutter die geweihten Kerzen aufsteckte. "Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort. Alle Dinge sind durch dasselbe gemacht worden, in ihm war das Leben, und das Leben war das Licht der Menschen, und das Licht scheint in die Finsternis, und die Finsternis hat es nicht begriffen. Es war ein Mensch von Gott gesandt . . ."

Da tat sich die Tür auf, und der Bauer trat ein.

"Schön hast betet, Mutter. I hab's g'hört draussen, und der Grossvater auch — der is jetzt schlafen gangen." Er kam auf sie zu, verlegen lachend wie ein grosser Junge, streckte er ihr die Hand hin. "Gelt, tragst mir's net nach, dass ich mich vorhin so aufg'führt hab." "I, und dir was nachtragen?" sagte sie leise, während sie ihn forschend betrachtete. "Wo warst denn so lang, Franzl? I hab so viel Angst um di ausgestanden."

"Z'erst bin i ins Holz gangen," sagte er zögernd und drückte dabei ihre Hand, die er noch immer hielt, als müsse sie ihm weiter helfen bei den Worten. "Und nachher, wie i g'merkt hab, dass i mei Taschenlatern dabei hab, bin i zum Marterl und hab mir's genau ang'schaut. Und weisst, wie alles so dunkel um mich her g'wesen is, bloss das Taferl vor mir hell beleuchtet, da is mir's durch und durch gangen, wie i da g'lesen hab vom Licht, das erleuchtet einen jeden Menschen. Siehst es, Mutterl, da is mir selber ein Licht aufgangen, da hab i mir denkt: Der Weg soll bleiben, und's Marterl a!"

DER CHRIST——

Schluss von Seite 18

Mit gekrümmten Knien, stolpernd und ängstlich abwehrend, wich der Christ zurück vom ersten Hiebe seines Gegners an, und duckte sich jetzt, unter den Zurufen und dem brüllenden Gelächter des Publikums, zitternd gegen die Mauer, über welcher die reicheren Zuschauer ihre Sitze hatten. Sie lehnten sich vor, um das Ende der Farce anzusehen, und von jeder Seite flogen Schimpfworte auf den jämmerlichen Kerl, der so schlechte Figur um Leben und Tod machte. Er hatte überhaupt keine Ahnung, wie man das kurze Schwert führen muss. Er fuchtelte damit verzweifelt gegen den Auvergnaten, welcher leicht lächelnd und völlig ruhig sich bloss die Stelle aussuchte, wohin er schlagen wollte. Er traf genau zwischen Hals und Schulter, und der Christ ging zu Boden; zuerst gaben die Knie nach, dann wollten die Hände für einen Moment das Gewicht des Körpers stützen, der jetzt im nächsten Moment auf den Sand hinschlug, wobei ein Strom Blut aus dem Munde brach und die Kraft seiner Seele vergoss. In dieser Lage, sein Haupt trotz der zerschnittenen Muskeln zu heben suchend, begann er jetzt das Zeichen des Kreuzes zu machen. Gerade bevor er es vollendet hatte, in der blossen Sekunde, die es noch dazu brauchte, kam bereits die endgültige Auflösung über ihn: er tappte nach seiner linken Schulter, dann fiel seine Hand, und er war tot.

Adventszauber

Es geht eine heimliche Süsse,
Ein Zauber durch diese Zeit.
Horch, gleiten nicht Engelsfüsse,
Rauscht nicht ein Flügelkleid?

Schauen am Abend die Sterne
Nicht doppelt glänzend erhellt,
Lächelt aus himmlischer Ferne
Das Christkind nieder zur Welt?

Sind nicht die Herzen, die Hände
Gütig zum Geben bereit,
Ach, und die trauten vier Wände
Voll flüsternder Heimlichkeit?

Stimmt in die festlichen Lieder
Fröhlichen Herzens mit ein
Ist es nicht süss, einmal wieder
Kind unter Kindern zu sein?

Josefine Moos.

MARIENBOTE

★ ★ ★ *The Catholic Family Monthly* ★ ★ ★

Between You and Me . . .

Vol. XIV. Dec. 1945. No. 3.

* Once again Holy Mother Church reminds us that the March of Time is on and that a new liturgical year is beginning. The old year with its spiritual triumphs and failures is behind us and we face the coming season with a renewal of that spirit of the Psalmist who sang: "Nunc coepi: now I begin". Unless we enter into the spirit of Advent, we can hardly appreciate the full significance and spiritual value of the Feast of Christmas. And so let us look upon the coming season of Advent as really a period of preparation in which we can make our hearts like that of the Christ Child whose joys and sorrows, triumphs and disappointments we will commemorate and in which we will also participate throughout the rest of the year.

* As usual the December issue is an Advent number. Our January Marienbote will appear shortly before Christmas and will reach you in time to help you to enjoy the holidays. Those of you who wish to send the Marienbote again as a Gift to friends, should send us their names early so that the Gift Subscription may reach them in time for Christmas.

* In the November issue we had an article on the Communion of Saints. In this issue we follow that with a more practical application of our understanding and devotion to the saints. "Heavenly Patrons" by Edwin G. Kaiser should encourage us to call upon them in our necessities.

* "Prayer Over a Scalpel" is a story by Katheryne Bradley. It is written in a different style from most stories but makes for interesting reading and carries a good moral.

* "It May Interest You" is back this month but "The Medical Corner" and "Our Bookshelf" failed to show up. We hope to see them again soon in the Christmas number.

* We have often heard and guessed about the life of a missionary in the frozen north country. It is but seldom that such news and facts come to hand. In "Mass in the Snowfields" Father Leising, O.M.I., relates some experiences common not only to himself but to most missionaries.

* Au revoir.

CONTENTS

The Marienbote is edited and published monthly with episcopal approbation by the Oblate Fathers of St. Mary's Province at the Marian Press, 922-24 Victoria Avenue, Regina, Sask. Subscription: $1.00 a year.

Seasonal Thoughts

On Preparation for Christmas

Christmas, as a special feast of the birth of Christ, was introduced at Rome by Pope Liberius in the middle of the fourth century, and eventually it found its way into the Orient and into Western Europe, where it supplanted the influence of Epiphany, prior to that time the principal winter feast of the Christian Church. Since its very beginning Christmas has been a lovely feast for old and young alike. Holy Church stressed its excellence by allowing every priest to celebrate three Masses — the first at midnight, the second at dawn, and the third in the full light of day. Originally they were known as Christ-Mass, Angel-Mass and High-Mass.

It was Pope St. Gregory the Great who realized the importance of adapting rather than abolishing the pagan Winter festival customs of Western Europe. The pagan "Weihnacht" became "Christ-Mass," and it no longer celebrated the birth of Mother Sun, but the birth of the Christ Child. The pagan festival had lasted twelve or thirteen days and so St. Gregory associated with the celebration of Christmas festivals in honor of St. Stephen, St. John the Evangelist, Holy Innocents, and finally Epiphany which retained all its old lustre and took on added importance.

* * *

To Christmas, perhaps, more than any other feast, we all look forward with happy anticipation of sharing the joys of the day. "Glory to God in the highest, and on earth peace to men of good will" the angels sang, as they proclaimed the fulfillment of the prophecy concerning the birth of the Son of God.

"I have come," He will tell us later in His life, "that they may have life, and that they may have it more abundantly." He willed to share with us a life which in Him was divine, eternal. He chose deliberately, and freely willed to give His all to us without reserve. Though any gift of ours to God is as nothing when compared to His smallest gift to us, yet He does ask us to give and to keep giving, not that He needs anything from us, but that our gifts will bring joy and happiness to ourselves.

* * *

The Feast of Christmas is usually the occasion of a striking manifestation of kindliness, thoughtfulness and generosity. There is a joy in giving. The person who is always thinking of self, always seeking self, invariably meets with disappointment. The quantity and quality of the gifts are not the measure of the reward promised by God. Rather it is the willingness with which one gives in the name of Him Who gave us His all.

This Christmas, let us make a little sacrifice in behalf of some worthy cause, some religious community, perhaps, which stands in great need of the very necessities of life. We can think of no better way of celebrating Christmas than to aid Christ's poor. What are you prepared to do?

* * *

Christmas is a time of supreme joy, and friends, far and near, are wont to exchange cordial greetings during this blessed season. This is as it should be, for the Feast commemorates the most glorious event in history: the birth of the Son of God as a Holy Babe in Bethlehem. Without Him there can be no true Christmas.

As the world (which hates Christ without cause) grows more pagan, it dares to banish Him from His Christmas. Witness the cards that are exchanged even among Catholics. Most of them ignore Him entirely, and therefore, they are meaningless. Not a few of them are silly and lack taste, while a painfully large number of them actually insult Him by their vulgarity. Most of them are the products of un-Christian men whose God is money, and to whom Christmas means no more than more money.

The conclusion is obvious. Let us be reasonable. Let our Christmas and our Christmas cards be Christian. Let those who receive cards from us know that we appreciate the beautiful feast of Christmas and all that it means in the world.

Heavenly Patrons....

by Edwin G. Kaiser

One of the most beautiful manifestations of Catholic life is the practice of choosing, honoring, and imitating the heavenly patrons, the saints and angels of God. The whole Church, nations, dioceses, parishes, churches, chapels, are placed under the patronage of God's holy ones. Christian men and women are named after them. Every group, state of life, vocation, every need, activity, in fact every phase of life of Christians has its celestial guardian and protector. It is one of the signs of true Catholic life, that everything of earth is happily, though often curiously intertwined with the things of heaven. It is a sign of true Catholic life, because of the underlying divine truth that our whole life — whether we eat or drink, or whatsoever else we may do — is directed toward the eternal: those who have gone before us are one with us in Christ; they are still with us in the Communion of Saints; they still look fondly upon us; they are, each in his own peculiar way, fitted to act as our patrons interceding for us at the throne of God, "in accordance with Catholic teaching that angels and saints have special spheres of activity and tasks of love."

We cannot understand the Catholic practice of placing ourselves and all phases of our life under the patronage of the saints and angels unless we study the doctrine from which the practice flows, namely the Communion of Saints. When we recite the Apostles' Creed we say: "I believe in the Communion of Saints," and we mean that there is a bond uniting those on earth in the Church with the holy souls in purgatory and the blessed in heaven. It is a communion not only of persons but also of goods. Here on earth we are all united in one Church inwardly by grace, outwardly by the visible sacraments and sacrifice, submission to authority, profession of one faith. We are united with the souls in purgatory by our prayers for them and their prayers for us. These same Holy Souls and we on earth are united with the Blessed in heaven by the bond of grace, and virtue; in heaven is blessed fulfillment, in Purgatory expectant certainty, on earth yearning hope. And Christ is King and Head of all, the source of both grace and glory. The Blessed in heaven know our needs, are concerned about them, and through God's blessed Providence can help us by their intercession.

Closely connected with this doctrine of the Communion of Saints is the teaching of St. Paul that the virtue of love remains after death. Faith is lost in vision, hope is swallowed up in realization, but charity remains forever. For this reason the blessed still look fondly upon us and seek to help us at the throne of God.

Moreover, the saints do not lose their special vocation, their divine mission, by the fact that they have attained beatitude. Here on earth each had a special life work, every varied member of the mystic body discharging his function according to his divine calling. In heaven this mission can be and is continued: Mary is now our Heavenly Mother, Joseph is the Protector of that vast Catholic family, the Church, the Apostles hover over the churches they founded, the Apostolic Missionaries still protect the land they evangelized.

For these reasons, therefore, the blessed in heaven can be and are our patrons, the Communion of Saints, the continuation of their love, their special place in the mystic body of Christ on earth.

As we expect, the Mother of God was honored in the Church from the very beginning. She became the patroness of many churches especially after the Council of Ephesus which defined the doctrine that Mary was truly the Mother of God. Throughout all the history of the Church she is the principal Patroness not only of countless churches, chapels, countries, individuals, but also of the entire Church. The Patronage of Mary is honored in a great variety of her feasts throughout the year. Some religious communities, such as the Cistercians, placed all their houses under her protection.



By contrast with many lesser saints — such is the Providence of God — St. Joseph was not sought out as patron in the Church for many centuries. The wide diffusion of his cult is comparatively recent. But in our own time the Church herself has declared him the Patron of the Universal Church and established this feast on the Wednesday of the second week after Easter. St. Joseph. is likewise the patron of workmen, the protector of families, and the special patron of the dying.

Also the angels of God have their mission among men, and some of them have been singled out as special patrons. We learn of them through the inspired word of the Scriptures and the decisions of the Church. Already in the Old Testament two of God's angels, Gabriel and Michael, are revealed as having fulfilled God's work among men. And the latter is spoken of as the Patron and Protector of the Chosen People. The Church, which is the fulfillment of the Synagogue, invokes Michael as her special Angel Protector, as the patron of the dying and of all those who are harried by the forces of darkness. The Sacred Scriptures and the prayers of the Church said on the feast of the Guardian Angels cast much light on the mission of the Guardian Angels, and teach us how to venerate these holy patrons.

We may and should look upon all the saints of God as our friends and protectors: we should pray to them, honor them, imitate their virtues. But we likewise should honor certain of the blessed as our special patrons. This practice is not only sanctioned by the Church, but certain saints are singled out by her officially as patrons of churches, countries, societies, as patrons in various needs and for various activities. This practice rose quite gradually in the Church in connection with the cult of the martyrs, but it rests in the doctrines mentioned above especially in the Communion Saints.

Scarcely had the Gospel been preached before it was made fertile with the blood of the martyrs. The faithful looked with deep veneration on those who had died for the faith, they not only gathered up their rem [illegible] ssembled at their graves to honor them through the Holy Sacrifice. They prayed to the martyrs immediately after their heroic death. Hence the shrine of the martyr became a hallowed spot and the martyr was looked upon as the patron of the holy place, and of the whole city where he died or where he was buried. Probably the most noted of these martyrs were the Apostles, Peter and Paul, whose graves became the most hallowed spot outside the Holy Land. These Apostles were looked upon as the special patrons of Rome, of the Roman bishops, of all the Church. Highly honored also was St. James at Compostelle in Spain, St. Mark in Venice, St. Januarius in Naples.

Gradually the names of many holy bishops and confessors were added to the list of martyrs.

Especiallly the holy men who were eminent for learning, spread and defence of the faith, founding of religious orders, were held in great esteem. These men were honored and invoked as saints not only by their own country or those among whom they worked but their cult spread throughout the Church. Cases in point are the rapid spread of devotion to St. Martin and St. Nicholas among the faithful. St. Martin lived a long and fruitful life as Bishop of Tours in France; his zeal for true faith and for the spiritual life — he is looked upon as the pioneer of French monasticism — left a deep impression upon his own and subsequent times. After his death his cult became very popular and many were the places named after him and the churchs and chapels dedicated to him.

St. Nicholas of Myra also became one of the most popular saints of the middle ages, yet we know very little of his life. We know that he was bishop of Myra in the fourth century, but such was the esteem for this holy man, that in the sixth century, Justinian I built a church in his honor in the imperial city of Constantinople; and soon thereafter he began to be known and honored in the West. As is often found to be the case in the Middle Ages, devotion to the saints begins to spread when his relics are discovered or transferred. The new site becomes a shrine. In this instance the body was actually stolen by some strangely pious merchants who brought the body to Bari in Italy, wherefore the saint is often called Nicholas of Bari. Probably because of this strange sea journey and because he is said to have stilled a tempest in his lifetime and have appeared after his death to save some mariners and travellers. Many sea port towns have a church dedicated to him. Hundreds of churches and chapels were named after him in Europe, and Greece, Russia, the one time kingdom of Naples, Sicily, Lorraine, the diocese of Liege; and many cities in India and Moscow honor him as their patron. In many parts of Europe he became the patron of children and dispensed gifts on the eve of his feast, Dec. 6, whence arose the story of St. Nicholas. It is even said that the three ball symbol of the pawn broker arose from the St. Nicholas legend according to which the saint provided the dowry for three daughters of an impoverished nobleman of Patara, and thus saved them from a shameful life.

During the middle ages the practice of venerating special patrons of churches, dioceses, countries, of every kind of organization and group, for every situation and every trade or activity became very wide-spread and complicated. Often the only basis for such patronage was the legend of the saint, which may have had little basis in fact. The reason for popular choice may have been the artistic representation of the saint, a mere similarity of names, or the story of the saint's miraculous intervention in answer to prayer.

St. Luke is considered the patron of artists because of the legend which represents him as a painter. Incidentally, the picture of the Blessed Mother attributed to St. Luke is shown in the Church of Mary Major at Rome. St. Bernard is looked upon as the patron of apiarists for no other reason than the artist's representation of the saint with a honey comb, which was meant to symbolize the sweetness of his song. St. Christopher is patron of travellers because of the legend that as a ferryman he once bore the Christ Child over the waters. St. Vitus, martyr, depicted with a cauldron, instrument of his death, became the patron of coppersmiths. St. Scholastica, the twin sister of St. Benedict, is invoked to obtain rain and fair weather as well. The reason is found in the charming story, seemingly authentic, of the last visit paid to her convent by her brother. St. Benedict refused to remain for the night, adhering to the strict rule that he needs must return to his own monastery. At the prayer of Scholastica there fell such torrential rain that the monks could not leave and perorce remained for the remainder of the night in prayer and devout conversation.

Various saints are invoked in disease: Blaise, for disease of the throat, there being an approved blessing usually given on the day of the feast; Maurice, for cramp and gout; Agatha, diseases of the breast; Apollonia, toothache; Rock, skin diseases; Sebastian, plague.

Practically every group has an "avocational patron": Joseph for carpenters; Andrew for fishermen; Anne, housewives and miners; Barbara, gunners; Cecelia, musicians; Cosmas and Damian, physicians; Crispus and Crispian, shoemakers; Eloi, blacksmiths and metal-workers; Our Lady of Loretto, airmen (because of the legend of the Holy House, which was said to have been miraculously borne through the air from the Holy Land to Loretto, Italy); Raymundus Nonnatus, midwives (as his name indicates, he was not born but taken from his mother's womb by Caesarian operation); Dorothy, gardeners, (because of the legend connected with her death: "On her way to execution the pagan lawyer Theophilus said to her in mockery; 'Bride of Christ, send me some fruits from your bride-groom's garden.' Before she was executed she sent him her head-dress which was found to be filled with a heavenly fragrance of roses and fruits"); Yves, of lawyers. Of the last named it was an object of marvel that he was a lawyer, and yet honest, wherefore the verse: "Sanctus Ivo erat Brito, advocatus sed non latro, res mirando populo: Saint Yves was a Breton, a lawyer and not a thief, an object of wonder to the people." St. Wendelin is the patron of farmers, Boniface of Crediton, of tailors; St. Nicholas, of merchants and bakers.



In most of the above it was the devotion of the people which decided the matter of heavenly patron. However, it must be borne in mind that this devotion of the faithful is pleasing to God's saints and that it is not without the Providence of God that his servants should be thus singled out. This is especially true if the Church has approved of the practices of the faithful. In some instances the church herself has officially chosen patrons and urged the faithful to have recourse to them. Such patrons we especially recommend to the devotion of Catholics. In these instances there is always to be noted that the fitness of this special patron is evident from the saint's holy activity on earth, rather than on the basis of legend or popular belief. Among the more important of such heavenly patrons chosen by the Church are: the Blessed Mother, under various titles, for all our needs and in all situations in life; next to Mary, St. Joseph, universal patron of the Church, and of the dying; St. Thomas Aquinas, of Catholic schools and scholars; St. Aloysius, of student youth and of all youth; St. John of God and St. Camillus of Lellis, for the sick and for those who care for the sick; St. Vincent of Paul, for all charitative groups; St. Paschalis Baylon, for Eucharistic societies; St. Ignatius Loyola for retreatants; St. Francis of Assisi, for Catholic Action; St. John Chrysostom, for preachers; St. John Vianney, the cure of Ars, for diocesan priests.

The Church has also approved various patrons of dioceses and of religious communities. Thus the patron of the archdiocese of Cincinnati is St. Francis of Sales. The patron of the Society of the Precious Blood is St. Francis Xavier.

The entire United States is placed under the patronage of Mary Immaculate; England is under the patronage of Sts. Peter, Edward, and George; France under that of St. Denis; Spain, St. James the Greater; Mexico, Our Lady of Guadalupe; West Indies, St. Gertrude; Canada, St. Anne; all the Americas are under the patonage of the first new-world saint, Rose of Lima.

It may seem strange today to speak of the heavenly patrons when the world has turned so far from holy things and holy men as to find only material things of importance and only worldly men as leaders. Nevertheless, men are beginning to realize that the true leadership in the present time of crisis must be of the spirit. Again we must turn to the saints and heavenly patrons. Not only are the philosophers pointing out the great need, but the artists and writers are turning back to the age of the saints, the age of faith for inspiration. Just recently a collection of medieval plays, done into modern English by translator-scholars, has aroused considerable interest. (We appreciated especially the striking portrayal of St. Nicholas in three of the dramas, which "might furnish material for Christmas program" in our own schools and colleges today.) Though it may seem to carry us too far afield to suggest the special patrons most suited to our times, we cannot forbear from mentioning by way of conclusion a few that seem to fit our particular need.

For the propagation of truth as opposed to the evil Propaganda we suggest the name of St. Paul, the Apostle of the Word, who in an age of confusion bore the divine truth to nearly every part of the Roman Empire, and for whom the "word of God was not bound" even though he himself was placed in chains. As Patron of the Press and the Radio we suggest the names of St. Peter Canisius and St. Francis de Sales. In Peter Canisius we find the ideal instructor of youth who "spent three years preparing his own little catechism, a book which is still recognized as a masterpiece of brevity, conciseness, and teachability. In the author's lifetime it ran into no less than 200 editions and was translated into twenty languages." The Church herself has pronounced Francis de sales patron of journalists and our modern press might well study prayerfully his love of truth, his charity, his gentleness, his power of persuasion for the good. For soldiers we suggest St. Louis, King of France, the Crusader. For men in high places in public life, St. Henry, emperor and confessor. The thought of the true good which is eternal and the thought of the heavenly guides and patrons should offer to all of us the consolation that God through His angels and saints providentially cares for His creatures. To them we should ever pray: Angels and saints of God, protect us, intercede for us before the throne of the Most High.

Prayer over

Story by

"Surgery calling Dr. Scharf! Surgery calling Dr. Scharf!" intoned the metallic voice of the operator through the transmitter. An added "Urgent!" gave a sharp staccato exclamation point to the message.

"Old Scharf getting another invitation to sit in at a—living!" murmured the young interne to the hard-boiled head nurse. The hard-boiled epithet was her own idea. Young Dr. Murphy knew her for the cream-puff humbug she really was.

"And he'll do it. Don't worry about that. I'll get along and see he gets the proper assistance from those flippant nurses. Things have certainly changed since—"

"I know, Miss Murdock, since you were in training!" added the young interne.

Miss Murdock managed what she intended to be a severe facial reprimand. Dr. Murphy thought she looked like a disapproving good angel.

He leaned against the opened window frame and watched from the heights of Georgetown the silver glow of downtown Washington. Saturday night. Emergency usually had a tough time of it between the speed demons who had too many miles to go and the innocent bystanders who picked the darnedest times to daydream on the traffic-jammed, darkened thoroughfares.

"All leaves cancelled," he said to himself, "so that the instruments of mercy can put the Humpty-Dumpties back together again. It would be," he addressed the cigarette glowing in his fingers, "a swell night on the river." The old scow wasn't getting the proper attention these days. "Interning's swell, if you don't like to do anything else. Now me, I like lots of things, horseback riding, tennis—"

There might have been a number of other things, but young Leo Murphy didn't get around to cataloging them. Not that night.

"Surgery calling Dr. Scharf. Urgent," said the insistent voice, and almost achieved a degree of personality in its appeal.

"Now what can be ailing that old maestro?" thought Dr. Murphy, and strolled out the door in the general direction of surgery.

It would be two more hours before he'd go back on duty. Might as well look in on the poor kids who had to work tonight. See what kind of luck the medicos were having in their chess game of Life and Death.

Young Dr. Murphy felt the tingle of real joy when he glimpsed the plump form of Dr. Gruber in the corridor outside the emergency rooms. There was an answering glance of delight behind the thick spectacles. It was purely a case of an old doctor getting along in years greeting a promising young chap just beginning the tough journey. Then again, it might have been—just might have been—the fact that Leo Murphy and Loretta Gruber were somewhat definitely in love with each other and there was a world of parental approval hovering over the match.

"I'm worried, my boy," said the old man, when greetings were exchanged. "Dr. Scharf is the man for this job—but will he take it?" His near-sighted eyes roved up and down the white corridor. Did he want to see Dr. Scharf come around that far corner or didn't he? It was difficult to answer.

"Look here, Dr. Gruber, just what is all this mystery about this man Scharf? I've felt it ever since I've been here. He's brilliant; there isn't a man can touch him under the bright lights, but here at Georgetown you look at him sometimes as though you saw a ghost walking—and still didn't believe it."

"It happened a long time ago, Leo, the same thing we're facing here tonight. We saw a stranger come out of the operating room. A ghost, yes, I believe you're right. It was a ghost!"

"The age of quacks is over, Dr. Gruber," laughed Leo lightly. "And you don't always give away the point of a story before you should. But this ghost—what about him, or it, or whatever it was? Who died?"

"Oh, Dr. Scharf!" It was Miss Murdock. She ushered Dr. Scharf into the room, assisted him in washing and sterilizing his long thin arms and the sensitive fingers that always gave the impression that they were out of place in a hospital. They belonged rather on the keyboard of a concert grand. Dr. Murphy wondered with an alien detachment whether Dr. Scharf did play the piano.

The door closed. Several nur-

a Scalpel

Katheryne Bradley

ses, not on duty, drifted away. Dr. Gruber and young Murphy remained alone in the white corridor.

"Go on, doctor; you were telling me about a ghost, remember?"

"Oh yes, but I warn you, it isn't a very pretty tale, and—tonight—" His voice trailed away and his eyes watched the door through which Murdock and Scharf disappeared as spirit floating again through space.

"Let's go downstairs, Leo, my boy. Have a cigarette?" He extended the package, and Leo noted his hand shook. Well! This certainly promised to be something!

"I'm sorry, in a way," Dr. Gruber began, "that you couldn't have known Scharf when he was a youngster like you, just starting out. Or maybe it would have broken your heart as it did mine."

The young interne started. So at last! The story behind Scharf and Gruber—the two most ill-matched men in the profession. Scharf—tall, ascetic, gloomy and cruelly sarcastic to those who happened to fall short of his expectations. And Gruber—short, warm-hearted to a fault, perpetually holding out a helping hand to youngsters starting along the sharp, steep path that was forever white. To one seeing them now, there was no explaining their queer attachment for each other. But a real affection was there. Why?

"We started as medical students together, and attended first classes seated side by side. We were both from poor homes, and perhaps that was the bond that first drew us, in a day when only the sons of well-to-do parents could aspire to an M. D. Dr. Scharf played the piano—and don't laugh, Leo—I wrote poetry!" He looked like an apologetic child caught with a forbidden sweet.

Leo laughed. "Laugh? Of course I'm going to laugh, but not at you. At myself! I thought you both were born with M. D.'s tacked on your calling cards. And now I discover you're human. Just like me, I mean. Loretta likes some of my poetry—oh, my gosh!" He crimsoned like the still very young person he was. This revealing business was getting out of hand.

Dr. Gruber nodded. "You see. It always seems funny. I don't know why, it just always is."

"But go on, Dr. Gruber. And then—"

"Well, after graduation, we opened our office together. It was cheaperthat way, and for another thing, I was going in for general practice, and Scharf wanted to be a great surgeon. I was sure he would be, too. It wasn't long before he had to move to a larger office. He was so much in demand that I began to fear for his health. But he would just laugh, saying he was happy for the first time in his life in helping folks get well who might remain cripples all their lives, or who might not live at all. And then he fell in love."

The older man stopped. His cigarette had burned down to a long ash. He dropped it wearily in a nearby tray.

Leo never moved. This was too much. Scharf in love, just as he, Leo Murphy was in love? It couldn't be. He was young, and he was so terribly in love with life and people and the outdoors and all the vital interesting things that turn drab existence into exciting adventures. But the girl—?

Gruber picked up the tale as though the burden of it was growing unbearable.

"She was a lovely thing, Leo. All fire and beauty and sparkle. Her hair was—and I know this sounds ridiculous—curled sun rays. And her eyes had more gold in them than any brown eyes I have ever seen. She gave one look at Scharf, and from that moment other men merely existed. It was just one of those things too good to be true."

"What happened?" Leo's lips were dry as autumn leaves swept high for a fire.

"She was thrown from her horse on a bridle path in Rock Creek park. She must have gone out about dawn. Someone found her horse wandering through the water. They started a search for her and found her huddled on a cliff, high above the water.

"Of course she was rushed to the hospital, Scharf was called, and while she apparently had not suffered so much as a bruise, she was unable to move or speak a word.

"Scharf had been experiment-

ing with nerve injuries and felt that he was just about to make some pretty wonderful disclosures to the medical world. Then that happened. Of course he was the logical one to operate. He said he couldn't do it. But there was no one else, either as a surgeon or as experienced in the field of damaged nerves, so we persuaded him to pull himself together and do what he could for the poor girl.

"Up to this time Scharf had the rather lovely custom, I always thought, of breathing a little prayer just before operating. We who were to assist him that day saw his eyes close. We held our breath. This was no ordinary prayer of a doctor about to perform a routine appendectomy. This was a prayer for her life—and for his own, though we didn't know it then. It seemed hours that he actually stood there silent, though he may not have been any longer than usual."

Dr. Gruber had forgotten Leo. He seemed to be living over again those agonized moments of his younger days.

"She died."

The tragedy of that day so long ago seemed to hang over the room as keenly as though it were happening all over again. The statement needed no embellishment, no fancy phrasing.

"What we never understood—we who were in that room—is that though in our opinion every nerve in her body was paralyzed, and she could not move an eyelash, we distinctly saw her turn her head to Scharf, smile at him with those golden eyes of hers, and fall to sleep like a tired happy child. Yet she died! It seemed so unnecessarily cruel. I told you, if you remember, that a stranger came out of that room. Yes, it was Scharf. Life seemed more removed from him than from her still body. We saw her fall asleep. We saw it, I tell you, but Scharf died. That's the way we always felt about it."

He paused, exhausted. There seemed nothing more to say.

"You say he always uttered a short prayer before an operation? I've assisted him, and I never even suspected that he considered a patient human. He's more like a machine — perfect —but a machine."

"That's the way he is now. I told you what a change had come over him. Yes, the prayer over a scalpel—that's past."

Through the opened doorway, Murdock was passing, her skirts rustling with starched efficiency. Leo leaped to his feet.

"Miss Murdock! Are they through in surgery? How did it come out?"

Miss Murdock had tears in her eyes, but she was positive that no one would suspect anything in the world but an overdose of that nasty smelling anesthetic.

"Wonderful! Just wonderful, Dr. Murphy. Oh, Dr. Gruber is with you." She hastened into the room, gently closing the door.

"I was looking for Dr. Scharf, the poor man. If he could only have done it—on that day so long ago—the poor lovely child."

"What are you talking about?" exclaimed Leo. Then catching a glance pass between the two he said, "How did you know about it?"

"I was a probationer, Dr. Murphy." She wasn't even trying to be hard-boiled and tough-shelled anymore. She was content to be a woman who finds in humanity pretty swell people.

"But you said you wanted to find Dr. Scharf—" Dr. Gruber came back to earth quickest.

"Yes ,the little girl will live. I wanted to tell him."

"What was the operation for?" asked Leo, but he felt that he already knew the answer.

"A little girl with curly golden hair," she glanced significantly at Dr. Gruber, "and large brown eyes," she stumbled on the words and looked oddly at Dr. Murphy, "leaned over the bridge guard where it crosses the old canal, and lost her balance and fell. Strangely, the cases were identical—I mean—the girl Dr. Scharf was in love with. Dr. Scharf didn't want it just as he didn't want to operate the other time. Said he'd kill her, let someone else save her life . . . We got him to do it, though, and now she'll live, and I think he'd like to know."

Gruber turned to Leo. "My boy, why don't we try the chapel?"

"The chapel? But you said—"

"Yes, I know. I said, the chapel."

Leo saw the faces of his two friends, and they seemed to understand. Things were happening too fast for him. You knew people and got them all beautifully card-indexed in your mind and then—bang! Your pretty cards were all spilled over the floor, and you had to start over again.

The door of the chapel was closed. Leo hesitated. This was the worst fix he was ever in. What would he say? What would—? He opened the door a tiny way, but the lights were dim and only the candles cast a flickering soft illumination.

The tall, spare figure of Dr. Scharf was bent in an attitude of deep prayer. He seemed to have been there a long time. He looked as though he would remain there for an even longer space of time.

Leo closed the door noiselessly and tiptoed away. He had a sure feeling that Dr. Scharf knew about the success he had won against his ancient enemy, death. Besides, even if it wasn't unethical in the medical world to intrude upon a famous surgeon at his prayers, it certainly would be the height of rudeness to interrupt a conversation between Dr. Scharf and the Divine Healer.

It May Interest You

"Look here, Father," said the smirking principal of a Filipino school, as he fiddled with his gold watch; "religions are just like watches. It makes no difference what kind of watch you have; they all give the same time. So it is with religions. It makes no difference which religion you have; they are all alike and get you to the right place."

The maze of brown faces grouped around were wide with astonishment at this open display of wisdom on the part of the principal, and they turned pitying eyes on the poor missionary.

"If they are all so terribly alike," said the priest, "Why, then let's make a trade." With this he pulled his Ingersoll out of his pocket and offered it to the principal. It worked. The gold watch of the principal went back into his pocket, and the laughter of the students went through the whole village.

—Seminary Bulletin.

The historian, today, wonders if the people of the world have anything more than an emotional yearning for peace. He wonders if they want it ardently enough to give up something to get it. He wonders why the great nations wish to retain the power to declare war if, as they fervently profess, they never intend to use it.

—Paul Kiniery.

Population—Latest statistics for the Diocese of Three Rivers, Quebec, show it has a Catholic population of 162,150 out of a total population of 165 355. (The Catholic Herald).

The world has set up a new set of Beatitudes. They run something like this: Blessed are the flattered. Blessed are those who are bored for a good salary on six days in the week and can overeat on the seventh. Blessed are those who are satisfied by the Beveridge plan and are always willing to compromise; blessed are they when all men respect their rights as citizens and forget that they are men, for their reward will not be very great but they will never be unduly disturbed and they will never disturb the complacency of others.

—The Reed of God.

A lady walking along a London street was startled by a loud clap of thunder. But a passing urchin assured her: "It's all right, lady. That isn't Hitler, it's God."

It is a notable event when the King of Sweden distributes the Nobel prize awards in Stockholm to scientists and authors. In 1928 the prize for literature was awarded to Sigrid Undset. On the next day, the feast of the Immaculate Conception, she went to a famous church near by, and quietly laid the laurel wreath, which she had received the previous evening, before the statue of the Mother of Sorrows.

—Sean Murray, S.J.

Bigotry has no head and cannot think, no heart and cannot feel. When she moves it is in wrath; when she pauses it is amid ruin. Her prayers are curses, her god is demon, her communion is death, her vengeance is eternity, her decalogue is written in the blood of her victims,, and if she stops for a moment in her infernal flight, it is upon a kindred rock to whet her vulture fang for a more sanguinary desolation.

Where the right of choice stops
The rule of force begins.

Today our logic consists mostly of missing links; and our family mostly of absent members,

From "The Drift from Domesticity"
by G. K. Chesterton.

We have a yardstick for a just and honorable peace, one yardstick and one only. Christ in one emphatic sentence gave it to us. Pope Pius, in a sentence carefully kept out of newspaper headlines, specifically states how Christ's yardstick must be applied to this last war.

In his Christmas message of 1943, Pope Pius sternly warns the statesmen: "Do not ask from any member of the family of peoples, however small or weak, for the renunciation of substantial rights or vital necessities which you yourselves, if it were demanded of your people, would deem impracticable."

That supreme and final yardstick of justice was laid down nearly 2,000 years ago when Christ on the Mount said: "All things therefore whatsoever you would that men should do to you, do you also to them. For this is the law and the prophets."

— Our Sunday Visitor.

Mass in the Snowfields

Along the trails of the Frozen Arctic the Oblates speed their way to bring to the children of the North the infinite treasure of the Mass.

By WILLIAM A. LEISING, O.M.I.

The howling dogs outside our tent awoke us at about seven o'clock. A wolf or fox must have crossed the lake ice at close range. I dressed quickly, snapped up a rifle and eased out of the tent. The dogs stopped howling but kept watching the sky. It was the northern lights with their runnings and flashings that had disturbed them. What a morning! There was no sign of dawn, yet a strange light filtered to earth—a light that came from the white soft star-dust, the sparkling snow. The thermometer on the tent post read thirty-six below zero! Quite a change from the previous day when we raced along the trail with open parkas and no caps in mid-afternoon. We guessed then that it was about ten below and during supper hour in the tent planned to have Mass on the following morning to celebrate the feast of Erin's great Apostle, St. Patrick.

Recalling that it was March 17, I gathered an armful of wood and started our tent stove to drive Mr. Zero out. Brother and I had left the Mission on the 12th and while on the trail it was impossible to have Mass. But this morning we would have it even in such a limited space as an eight by ten tent in which all the belongings of three trappers and a tent stove were packed. Rolling our sleeping bags together, we stacked them on pack-sacks and set the sled-grub box on top for an altar table. Brother arranged the Altar for Mass while I said my preparatory prayers in a corner, and the owner of the tent, a trapper, fed the fire and gathered a pile of wood to keep heat in the tent during Mass.

When the frozen wine and water were thawed I vested and the Mass began. It was not my first Mass said in a tent but this canvas was so small that it made all of us seem very close to God. From the very top pole of the tent to the frozen ground floor measured a little better than five and a half feet; and being over six feet tall, I said the entire Mass doing a semi-profound bow! The tent was comfortably warm. Caribou skins were spread on the floor for a carpet and the trapper knelt near the stove, chucking in wood when its red sides darkened.

It was our first Mass in six days and God received a royal welcome. As I lifted Him at the elevation I could hear the trapper whisper a greeting as his calloused hand thumped against his chest. Quiet reigned in the tent and even the dogs tied outside seemed to sense the presence of their Creator, for the howling stopped. The two Mass candles served as our only light and their flickerings turned the tent into something like the roof of the blue-black heavens under the spell of the northern lights.

After Mass we all knelt and prayed our thanks to God for blessing us with His visit and giving us new strength to fight against the cold and the unbroken country. During our breakfast the trapper continually spoke about the Mass, saying that he never felt so close to God in his life. He considered it a great honor to have Mass said in his tent and promised to christen the nameless body of frozen water at his front door "St. Pat's Lake."

This little incident of the Mass on Pat's Lake is just one out of the hundreds of Masses said by our Missionaries in this sub-zero country during the long Arctic Winters. Saying and attending Mass in civilization or on the "Outside," having the comforts of warm churches and easy transportation, is indeed man's closest soul-glimpse of heaven in this world. But in this country, where those comforts are merely thought of, in most instances, Mass reminds us of the Sacrifice it really is! Saying Mass in cold tents, in igloos on the Arctic Coast where wine and water freeze; in open tents or on rim of a forest where flies and mosquitos are on the rampage for blood; in cabins that have never felt the passage of a broom! Hearing Mass while kneeling in snow outside an igloo or a tent. Hearing Mass and being bled by flies and mosquitos! Devotion? Attention? Sincerity? So deep and real are they that even the Missionary who brings God by the greatest act of man on earth, the Mass, is moved to the very roots of his soul!

Old and young ambassadors of Christ carry God to almost every part of this Arctic land. Every

Mission sends out Missionaries to visit the Indians and Eskimos on their traplines and in their Winter camps. Sometimes these trappers manage to return to the Mission center for the feasts of Christmas or Easter, but this depends upon so many favorable conditions that nine out of every ten families remain on their lines from September until the following June. Heavy snowfall, intense cold, lack of trail dog-sled, scarcity of fur, hold the trappers at their work. In some cases the Barren Land trappers remain on their lines year round and have the necessities of salt, matches, tea and ammunition flown out to them.

When we visit an Indian camp on the Lines a Missionary becomes three or four individuals all rolled into one very welcome visitor. First of all he is a priest, hearing Confessions, saying Mass, baptizing infants, performing marriages, saying prayers over the remains of the loved ones who have gone to God's Home since his last visit. He is elected president of the board of domestic relations by the natives to lend an ear to their family troubles, iron out difficulties that separate husbands and wives and bring them together again.

After the spiritual needs are attended to, the sick and the needy are looked after. With the aid of his medical kit he becomes a doctor dressing old festering axe wounds or dog bites. Sometimes he has to amputate fingers or toes that were frozen and have become gangrenous. Extracting teeth that have been aching for months from swollen feverous jaws turns the Missionary into a dentist relieving pain and suffering. Some families with a contagious disease must be isolated, old tents washed or burned and a new cabin built. The priest must swing an axe with other able-bodied men, help to chink the cabin with moss chopped out from under the snow and thawed out over a camp-stove. Among other things he is also a trader, carrying a small supply of tea, salt and ammunition for the poorest families. For these articles we receive dried caribou, moose or fish to eat while on the trail.

(Continued on next page)

PARADE

Pretexts for divorce manifest greater and greater varriety. A young Chicago wife testified she made a poor play in a pinochle game, thus killing her husband's love. He could not, it appeared, love that kind of pinochle player. She got her divorce. A Seattle housewife secured a divorce because her husband informed her, "Six years is enough to live with any woman." A 28-year-old New England wife told the judge her husband had made her spend one night in a barn where a cow's mooing interrupted her slumber.

In Los Angeles, where the divorce court is located on a 20th floor, a woman who faints in elevators had the judge come down to the first floor to hear her case. Her husband, she explained, treated her like a housekeeper. The court granted the desired decree, then returned to the 20th floor.

Not so long ago something that looked like a grave cause was necessary for wrecking a home. Nowadays any old pretext is sufficient. If the excuses which won divorces during the last year or so were to be incorporatd into the basic law, that law would read something like this. Causes justifying divorce: boneheaded plays by a spouse in bridge, pinochle or other card games; public correction by one spouse of the other's mispronunciations or table manners; habitual failure of a husband to notice his wife's new hats or dresses; insistence by a husband that his wife dye her hair; hostility of a husband to his wife's pet dog or dogs; inability of a wife to get along with her husband when he is sober, provided she is financially unable to keep him in liquor; etc.

If houses were being blown to pieces because the landlords were not very good at pinochle, or skyscrapers wrecked because the owners did not like dogs; if one out of every five buildings in the nation were dynamited on the most trivial pretexts: everyone would be greatly alarmed and realize that a crisis was at hand. The Home is much more important than the House, the Family much more necessary than the Building. In a pinch, a nation can manage somehow without the House. But no nation, in or out of a pinch, can survive without the Family. The nation, from coast to coast, from border to Gulf, is strewn with the wreckage of families. And yet scarcely anyone is alarmed. —John A. Toomey.

MASS IN THE SNOWFIELDS

(Continued from page 37)

A Missionary's greatest pay-check comes not from the few material things his people try to give him but from the sincerity that shines in their eyes and lights up their brown faces when they come to receive their God in Holy Communion. It always makes my heart swell with love for these people whenever I have the privilege of bringing their Creator to them. Their faith is realistic. God is not just a far-off somebody who they want to forget about until their last moments. He is close to them, a necessary part of their lives, the only part they are willing to die for in order to remain in His friendship forever.

Preaching to a congregation of five or six persons is in marked contrast to the well filled churches of the States. But this has its compensations. The missionary has a knowledge of his people that extends to the least details of their lives. He is a member of every family in the truest sense of the word and finds himself sharing their joys and sorrows as few priests are able to do.

For the innocent souls of the North woods—yes we have those who are not so innocent—each Mass is a Christmas eve, and the altar of God a Crib. Very often the place of Christ's birth is in very truth another stable, another cave built by human hands out of snow! Yet, knowing that Christ, the actual King and ruler of everything that counts in this world and heaven, was born to "men of good will" in a cave, these people overlook the incidentals of poverty and unavoidable weather conditions because they know that their God has come bringing "good tidings of great Joy"!

HOW TO BECOME HAPPY WHILE MERITING

Our faith tells us of the near presence of God at all times. In view of this fact, to ignore Him, to act as though He were far off is inexcusable. Our greatest delight should be to contemplate that the same God, Who is the source of inexpressible joy to the angels in Heaven, is just as near to us. The difference is that He is invisible to our eyes of flesh during earthly life, while He is seen, face to face, in His infinite beauty by the inhabitants of Heaven. During every trial, during loneliness, during sickness and pain, or when temptations are strong, we should think of the nearness of God, Who witnesses our trials and sufferings as well as our struggles, and Who is ready to give us the grace, the support, the consolation we need to profit by them.

Resolve, therefore, to cultivate daily the practice of recalling God's nearness. It not only makes saints, but fills the heart with great joy.

The Question Box

Only signed letters will be answered

Is it true that most of our Popes have been Italian? Why is this so?

Yes, most of our Popes have been Italians, and this mostly is due to the fact that the Vatican is in Italy and not in some other country. If the latter were the case, that particular country might have the largest number of Popes. The main offices of the Church must be in close contact with the Holy Father, therefore in Rome, and this naturally brings it about that local Cardinals are more suitable to fill such offices. Cardinals of other nationalities prefer to live in their own countries for obvious reasons, the climate being not the least of them, as those who have spent some time in Rome know. Now, the Cardinals who are best acquainted with the work in these various offices, i. e., sacred congregations, tribunals and Roman court, are also best suited to be Popes heading the Catholic Church.

Can one of any other nationality become Pope? Why is it that the Italians have more Cardinals than any other country?

In the election of the Pope, nationality is of little or no consideration; it is the man best suited for that high office. Hence one of any nationality may be elected Pope. Pope Adrian VI (1522-23) was Dutch; Adrian IV (1154-59) was English; Gregory V (996-999) was German; Gregory XI (1370-78) was French. The reason for having more Italian nationalities is to be found in the fact that the office work of the Church is all done in Rome. Much ecclesiastical work is done in the individual diocese, but it is such as belongs to that particular diocese. Now, the sacred congregations and the other Roman offices are headed by Cardinals or have a number of Cardinals working in the various departments of these congregations. It is rather natural, then, that Italians who have Italy as their native country and who are accustomed to the climate, etc., are more fitted to remain in Rome and do this work than Cardinals of other nations. Therefore the number of Italian Cardinals is usually larger than that of any other nationality.

I would like to ask you a few questions. Is it a sin if a person does something wrong or says something wrong, not thinking that he is offending God, and after it has happened thinks he may have sinned? Have you got to confess such sins? Must I confess doubtful sins—sins that are somewhat in my mind and yet not really certain?

The conditions necessary that we become responsible for the guilt of an act are: an evil act, knowledge and consent. Applying this to your first question, it becomes clear that knowledge — one of the necessary conditions — is missing. Hence there could be no mortal sin in such an act, since that always requires full knowledge of the wrongness of the act. There might have been some guilt if the knowledge was imperfect, or if the lack of knowledge was the person's fault. Since no mortal sin could have been involved, there is no obligation to confess such an act. However at times one might be advised to confess it as doubtful matter, or for the sake of obtaining the necessary guidance for future right action.

The answer to the second question is that, since doubtful sins are not mortal sins, there is no obligation to confess them. There may be other reasons which would make it advisable to do so, as already mentioned in the first part of my answer. To give a complete and correct answer to this question, one should consider also what in moral theology is called acting in a practical doubt — i.e. doing something when in doubt whether it is good or bad. To act with a practical doubt is wrong. The nature of the sin is determined by the nature of the doubt and of the act. By acting thus a person quite deliberately places himself in the danger of sinning.

Our actions are judged not by what we find them to be after they have been done, but are what we judged them to be before or during the act. Hence if before or even during the act one is not certain whether he he is doing wrong or not, but acts nevertheless without argument for either view, he willingly places himself in the danger of doing what his conscience cannot approve. By acting in doubt, therefore, he knowingly and with consent places himself in the immediate danger of committing sin.

Before I can answer your third question I need more information. It will require a personal reply. If you wish to have that, kindly give more information concerning the act and the promise which supposedly was made, and send a self-addressed and stamped envelope. I shall gladly try to be of help to you.

Have you heard these ?

Cannibal Cook — "Shall I boil the missionary, Sir?"
Chief — "Don't be silly, that's a friar."

* * *

Enthusiastic Golfer (in letter to sock manufacturer): "Fifteen minutes after putting on a pair of your socks, I made a hole in one."

* * *

Teacher: "Now, children, you must never do anything in private that you wouldn't do in public."
Sammy: "Hurray! No more baths!"

* * *

A resourceful missionary fell into the hands of a band of cannibals. "Going to eat me, I take it," said the missionary. "You wouldn't like me." He took out his pocket-knife, sliced a piece from the calf of his leg, and handed it to the chief. "Try it, and see for yourself," he urged. The chief took one bite, grunted, and spat.
The missionary remained on the island fifty years. He had a cork leg.

* * *

"I understand," said the Scotchman, "that tipping is forbidden in this hotel."
"Yassah," said the colored porter, "it shuah am — but so am dem apples in de Garden ob Eden."

* * *

Wife (at dance)—"This is the twelfth time you've been to the refreshment buffet."
Husband—"Oh, that's alright. I tell everybody I'm getting something for you."

Two barges on a canal were approaching each other. Although separated by a hundred yards, the respective owners recognized each other and began long-distance greetings.
The vessels passed and were almost out of hearing range when one bargeman suddenly roared "How's that daughter o' yours, Bill?"
"Oh," replied Bill, in his bull-like voice, "she's gone and eloped she 'as, but we're keeping it quiet."

* * *

"Ah heah yo' an de boss had words!"
"Well, ah did hab some words, but ah didn't hab no chance ter use dem."

* * *

The gentleman who kicked the lady at the show last evening seeks forgiveness. He was too dumbfounded to offer an apology at the time. Be assured, Madame, that he is not in the habit of kicking women — especially when his wife is present.

* * *

Father: And there, son, I have told you the story of your daddy and the great war.
Son: Yes, daddy, but what did they need all the other soldiers for?

* * *

I never see my rector's eyes,
He hides their light divine;
For when he prays, he shuts his own,
And when he preaches, mine.

Mother (to her small daughter, prayers): "A little louder, please. I can't hear you."
Daughter: "Yes, mother, but I'm not speaking to you."

The Student's Burse . . .

Previously Acknowledged	$ 1,566.80
Mr. H. Arthofer, Arbuthnot, Sask.	5.00
A Friend from Cosine, Sask.	2.00
Mr. Jos. A. Stang, Primate, Sask.	2.00
A Friend from Macklin, Sask.	1.00
A Friend from Raymore, Sask.	1.00
Mr. G. M. Ott, Silver Grove, Sask.	.50
Mr. John P. Brost, Cosine, Sask.	1.00
Mr. C. Wegmann, St. Gregor, Sask.	1.00
Mr. H. Schulte, Marysburg, Sask.	5.00
Mrs. Frank Dettling, Fairview, Alta.	3.00
Total to date	$ 1,588.30

Please send your contributions to:

The Director of the Missionary Association of Mary Immaculate
c/o Marian Press—924 Victoria Ave.,
Regina, Sask.

Renew your subscription promptly. When moving send in both old and new addresses.

An Appropriate and Pleasing



PRESENT or GIFT

for a

BIRTHDAY, WEDDING or FEASTDAY

for a Relative or Friend

is a year's Subscription to

THE MARIENBOTE

Please send The Marienbote for one year to:

Name ....

Address ....

Enclosed you will find $1.00—also please mail a gift letter stating that the magazine is being sent with the compliments and best wishes of

Name ....

Address ....